Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 40/41 | 4. Oktober 1923 | 37. Jahrgang

Inhalt: Was von uns abhängt — Simson? — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen zehntes Stück — Der Umschwung innerhalb der Bibelwissenschaft. Grundsätzliches zu Eißfeldts Hexateuchsynopse — Der Volksausgleich. Ein Appell an christlichen Solidarismus — Zur „Neuorientierung" des Evangelisch-Sozialen Kongresses — Unser Privilegium — Ein schwedisches Nationalfest. Von der heiligen Birgitta — Denkwürdige Bischofsweihe in Norwegen — Der kirchliche Protestantismus im französischen Elsaß. Von einem Altelsässer — Eine deutsch-französische Versöhnungswoche in Holland — Das soziale Christentum in Frankreich — Jugendbewegung und Kirche. Aus Bayern — Aus Internationaler Frauenarbeit — Verschiedenes: Bücher und Schriften; Vom Bühnenvolksbund; Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Was von uns abhängt

Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem andern Verluste auch noch die Ehre verlieren wollen: das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, **der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.**

Geben wir unseren Gästen ein Bild treuer Anhänglichkeit an Vaterland und Freunde, unbestechlicher Rechtschaffenheit und Pflichtliebe, aller bürgerlichen und häuslichen Tugenden als freundliches Gastgeschenk mit in ihre Heimat, zu der sie doch wohl endlich einmal zurückkehren werden. Hüten wir uns, sie zur Verachtung gegen uns einzuladen; durch Nichts aber würden wir es sicherer, als wenn wir sie entweder übermäßig fürchteten, oder unsere Weise dazusein aufzugeben und in der ihrigen ihnen ähnlich zu werden strebten. Fern zwar sei von uns die Ungebühr, daß der Einzelne die Einzelnen herausfordere und reize; übrigens aber wird es die sicherste Maßregel sein, allenthalben unseren Weg also fortzugehen, als ob wir mit uns selber allein wären, und durchaus kein Verhältnis anzuknüpfen, das uns die Notwendigkeit nicht schlechthin auflegt; und das sicherste Mittel hierzu wird sein, daß Jeder sich mit dem begnüge, was die alten vaterländischen Verhältnisse ihm zu leisten vermögen, die gemeinschaftliche Last nach seinen Kräften mit trage, jede Begünstigung aber durch das Ausland für eine entehrende Schmach halte.

Es wird hier nicht angeregt zu ruhestörenden Auftritten; es wird vielmehr vor diesen, als sicher zum Verderben führend, gewarnt; es wird eine feste unwandelbare Grundlage angegeben, worauf endlich in einem Volke der Welt die höchste, reinste und noch niemals also unter den Menschen gewesene Sittlichkeit aufgebaut, für alle folgende Zeiten gesichert und von da aus über alle Völker verbreitet werde; **es wird eine Umschaffung des Menschengeschlechts angegeben aus irdischen und sinnlichen Geschöpfen zu reinen und edlen Geistern.**

Johann Gottlieb Fichte

Simson?

So soll es nicht sein unter euch. Matth. 20, 26

Es gibt heute in Deutschland Christen die Menge, welche von Herzen die Rachepsalmen wider die Franzosen beten bis zum letzten Vers. Und wenn der Herr mit seiner Hilfe verzieht und die Rache ausbleibt, rüsten sie ernstlich, sich und den Feinden das Ende Simsons zu bereiten.

Von Simson erzählt das Richterbuch: Als seine Kraft ihm genommen, er gefesselt, geblendet und gefangen gesetzt war, kam die Stunde für ihn, wo er wieder handeln konnte. Das Haar war ihm wieder gewachsen und damit die Kraft ihm wieder zugeströmt. Zwar der Augen Licht kehrte ihm nicht zurück und die zwo ehernen Ketten klirrten noch an seinem Leibe. Aber so viel Freiheit ward ihm durch die Gelegenheit, ward ihm durch den Übermut seiner Feinde, daß er sie verderben konnte. Um den Preis des eignen Lebens. Aber was konnte ihm das wert sein? Und er packte die zwo Mittelsäulen, auf die das Haus gesetzt war, in dem viel Volks der Feinde samt Fürsten und Vornehmen an seinem erzwungenen Spiel sich weideten. Er packte die Säulen und betete zu Gott: „Herr, Herr, gedenke mein und stärke mich doch, Gott, *diesmal*, daß ich für meine beiden Augen *einmal* mich räche an den Philistern!" und sprach: „Meine Seele sterbe mit den Philistern!" Da fiel das Haus auf die Fürsten und auf alles Volk, das drinnen war, daß der Toten mehr war, die in seinem Tode starben, denn die bei seinem Leben starben.

Unter allen den Simsongeschichten ist dies die ergreifendste und tiefste. Wir verstehen, daß ein Volk sich gerne von solchem Heldentod erzählte und sang.

Wir sind in gleicher Lage wie Simson. Kein Wunder, daß viele Deutsche, mehr oder minder ernsthaft, mit dem Gedanken umgehn, ob man nicht der Stunde wahrnehmen müsse zu gleicher Tat. Ein Volk wie das unsere, zur Verzweiflung getrieben, was bleibt ihm übrig wider seine unerbittlichen Feinde, als untergehend die Feinde mit hinabzureißen in den Untergang?

Solche Stimmung des Leidens und der Leidenschaft, des verletzten Stolzes und letzten Verzichts, der Alles wagend Alles opfert, auch sich selber, verstehen und ehren wir.

Man darf fragen, ob sie klug sei? Einen Simson fragt man darnach nicht. Aber es ist wohl ein Andres, ob ein Einzelner sich selbst opfert, oder ob ein ganzes großes Volk sich opfern soll. Ungeheures Heldentum, wo ein großes Volk sich zu so grausigem Selbstmord entschlösse — sich mit offnem Auge und starkem Willen in den Abgrund stürzte, um die Feinde und die ganze Welt mit sich hinabzureißen — — Aber wie macht das ein *Volk*? Der Einzelne hat *ein* Leben, *sein* Leben, über das er verfügt. Aber wie macht es ein *Volk*, daß es so über seine tausend und abertausend Leben verfügte? Wir reden viel von der Seele eines Volks und tun recht daran, und die Seele ist das Leben. Aber hat das Volk wirklich nur *ein* Leben? Ernstlich, mein *Volk*, du wolltest den Weg Simsons gehn? Woher willst du, zerrissen wie du bist, den Gemeinsinn nehmen zu so ungeheurer heroischer Tat?

Angenommen, du könntest es, brächtest es fertig, mein Volk. Und wahnsinnige Entschlüsse sind wohl leicht gefaßt von Etlichen im Volk, die sie dann vielleicht selber reuen, die aber längst noch nicht Taten des Volkes sind: haben wir nicht schon Manches gewollt, nein auch angefangen im Rausch redlicher Begeisterung und großer Worte, — und konnten's nicht hinausführen?

Aber genug der verständigen Erwägungen. Ein Andres liegt uns näher zu sagen, liegt uns am Herzen zu sagen. Es stehet geschrieben: „So soll es nicht sein unter euch." Wir sind Christen. Wir können nicht jeden Heroismus mitmachen, und wenn wir schon das Zeug dazu hätten. Wenn uns schon das Haar wieder gewachsen und übermenschliche Kraft in unsre Glieder zurückgekehrt wäre: wir können nicht beten wie Simson und darum nicht handeln wie Simson. Und wenn unser Volk die zwei Pfeiler packte, auf dem das Haus der Menschenwelt von heute ruht, sich und die Andern darunter zu begraben, und man hielte uns an, zuzugreifen und mitzuhelfen zu dem Heldentod: wir

können es nicht. Warum nicht? Können Christen nicht mehr sterben? Mit Andern? Für Andre? Das können wir wohl. Aber wer wehrt es uns? Jesus. Jesus starb ganz anders als Simson.

Wir wollen uns gewiß nicht alles gefallen lassen. Wir wollen nicht bloß mit leiden mit unserm Volk, wir wollen auch tapfer mit streiten für unser Volk. Aber den Weg Simsons können wir nicht mit gehen. Um unsers Volks, um Gottes willen nicht. Wir müssen andre Wege suchen. „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherrn haben Gewalt. So soll es unter euch nicht sein."

Ja, wie soll es denn sein? Was sollen wir denn tun? — Ich möchte nicht mit einer Frage schließen. Aber vorläufig kann ich bloß antworten: Fürchte dich nicht! glaube nur! R

Herrmanns Dogmatik

§ 19. Der Gedanke des Glaubens in der Verkündigung Jesu

Unter „Glauben an Gott" versteht Jesus nicht die Bereitwilligkeit eines Menschen, eine Lehre über Gott anzunehmen, sondern er versteht darunter ein völliges Sichverlassen auf die in Tatsachen verfaßte Macht und Güte Gottes (Matth. 6, 26—30; 7, 7; 14, 32). Von dem bloßen Annehmenwollen von Lehren unterscheidet sich der „Glaube" Jesu im Folgendem:

1. sieht Jesus in diesem Glauben eine Quelle von Kräften, die sonst kein Mensch haben kann. Denn der rechte Glaube an Gott macht den Menschen gänzlich frei von Sorge und Verzagtheit (6, 30—34; Luk. 12, 28). Er soll uns also die Kraft geben, die Verhältnisse, von denen wir äußerlich abhängig bleiben, innerlich zu überwinden. Deshalb nennt Jesus nicht den kleingläubig, der an Lehren zweifelt, sondern den Menschen, der in irgendeiner schwierigen Lage das Vertrauen auf Gott verliert, der also zweifelt, ob Gott ihn gegenwärtig erhören und ihm helfen werde (17, 20; Mark. 2, 5). Kleingläubig ist für Jesus der Mutlose (8, 26). Dagegen soll schon ein geringer Anfang wahrhaftigen Glaubens uns die Kraft geben, Dinge auszurichten, die sonst völlig über unsere Kraft gehen (Mark. 10, 20 ff.).

2. Die Bereitwilligkeit, Vorstellungen zuzustimmen, die nicht eine von uns selbst erfaßte Wirklichkeit ausdrücken, können wir immer nur als ein Werk unserer Willkür erleben, das den Menschen nicht schwer wird. Daß das Gottes Werk in uns sei, können wir nicht erleben, sondern nur behaupten. Dagegen von dem Glauben, den Jesus meint, gilt beides; daß wir ihn als Gottes Gabe und doch zugleich als Werk unseres Gehorsams erleben. Denn diesen Glauben haben wir als Gottes Gabe vor Augen, wenn wir an die Tatsache denken, durch die das Vertrauen auf Gottes Macht und Güte in uns geschaffen wurde. Wir erleben aber auch denselben Glauben als unsere eigene Tat: denn alles Vertrauen ist natürlich freie Hingabe oder Gehorsam gegen eine geistige Macht, deren Recht in uns zu herrschen wir selbst erkennen. In diesem Gehorsam des Glaubens ist immer wahrhaftige Freude an Gott oder die Liebe zu ihm mit der Furcht vor ihm verbunden, die von aller Menschenfurcht befreit (10, 28).

3. Wenn Jesus unter Glauben nichts Anderes versteht als diese reine Unterwerfung unter den sich offenbarenden Gott, so folgt daraus, daß für Jesus der Glaube Wahrhaftigkeit bedeutet; denn Niemand kann so im Innersten überwunden werden, der sich nicht auf das besinnen will, was ihm in seinem eigenen Leben wirklich das Mächtigste ist.

In diesen drei Punkten ist der Glaube, wie Jesus ihn versteht, etwas ganz Anderes als die Anstrengung eines Menschen, Vorstellungen zuzustimmen, in denen er den Ausdruck einer von ihm selbst erfaßten Wirklichkeit nicht gefunden hat. Ein solches Werk gibt uns keine Kraft; wir können es nicht als Gottes Werk an uns erleben, und wir können ein solches Tun nicht als Gehorsam gegen die Wahrheit verstehen. In einer solchen Anstrengung, die Viele Glaube nennen, wird also das, was als Religion in den Jüngern Jesu sein soll, nicht verwirklicht, sondern verhindert oder verdorben.

Die christliche Religion oder christlicher Glaube kann nichts Anderes sein als der Gehorsam gegen die Macht, von der wir selbst aus eigener Erfahrung wissen, daß wir im Innersten von ihr abhängen. Wir Christen sind davon überzeugt, daß diese Macht uns mehr als durch alles Andere darin offenbar wird, daß wir die Gewalt der Person Jesu über uns erfahren. Ein Mensch aber, der sich dessen bewußt ist, kann nur dadurch wahrhaftig bleiben, daß er nun in dieser von ihm erlebten geistigen Macht Gott anbetet. In dieser inneren Nötigung verspürt der Christ den sich ihm offenbarenden Gott. Deshalb ist nun unser Glaube an Gott für uns selbst nicht Willkür und nicht Illusion eines Wunsches, sondern Anerkennung der von uns selbst erfaßten Wirklichkeit, also Erkenntnis. Aber wir haben diese Erkenntnis Gottes nur aus unserm eigenen Erleben und nur für uns selbst. Wir können die religiöse Erkenntnis nicht aus Beweisen Anderer empfangen und nicht durch unsere Beweise Anderen mitteilen. Sie muß in jedem Einzelnen ursprünglich und eigentümlich entstehen und ist dann für ihn die Geburt zu einem neuen Leben.

Wilhelm Herrmann †

Der Umschwung innerhalb der Bibelwissenschaft

Grundsätzliches zu Eißfeldts Hexateuchsynopse*)

Wenn wir Jahrzehnte weiter sein werden und die Zeit, in der die Literarkritik die Alttestamentliche und die Bibelwissenschaft überhaupt beherrschte, eine sich deutlich abhebende Episode sein wird, dann werden, was das A. T. anbelangt, zwei Werke, Marksteinen gleich, aus ihr hervorragen: Wellhausens Prolegomena, das Buch, das jene Epoche inaugurierte, und Eißfeldts Hexateuchsynopse, — das sie zusammenfaßte und abschloß.

Dieses Buch mußte geschrieben werden. Es gehörte, aufs Weite wie ins Einzelne gesehen, ein zäher und entsagungsvoller Wille dazu. Sowie auch eine sichere Hand und ein geschulter Blick. Besonnen und zielbewußt geht der Verfasser zu Werke. Kein Wort zu viel. Genug, um die stete Auseinandersetzung mit jedem einzelnen Punkte herausfühlen zu lassen; und doch so, daß man sich nie in die Einzelheiten verliert, — daß das Auge aufs Ganze gerichtet bleibt. Denn Eißfeldt will nicht bloß das Ergebnis der literarkritischen Forschung, übersichtlich geordnet, auf einen Ausdruck bringen, sondern auch seinerseits weiterführen; für die Fachwissenschaft liegt hierin der Hauptwert des Buches. Er sucht für die Erzählungen des Hexateuch — bis einschließlich Richter 2, 9 — vier fortlaufende Quellen nachzuweisen, LJEP; L, die „Laienquelle", so genannt, weil sie „zweifellos von den vier Hexateuchquellen die profanste Haltung einnimmt", fällt zum großen Teil mit dem älteren Jahwisten etwa von Smend zusammen. Eißfeldt arbeitet seine vier Quellen vor allem dadurch heraus, daß er, unter bewußter Hintansetzung der übrigen für die Quellenscheidung heranziehbaren Momente, die zweifach und öfter „vorkommenden Erzählungen, Erzählungsmotive und Notizen, die in ihrem mehrfachen Vorkommen unmöglich einem Erzähler zugetraut werden können ..., auf zwei oder mehrere Hände verteilt". Ergeben sich so in der Tat, von Fall zu Fall fortschreitend, vier Punktreihen, die, in sich geschlossen, fortlaufend ein Ganzes bilden, darf die Quellenscheidung nach Eißfeldts Meinung als gelungen angesehen werden. Und zweifellos wird man, aufs Ganze gesehen, seine Lö-

*) Otto Eißfeldt, Hexateuch-Synopse. Die Erzählung der fünf Bücher Mose usw. in ihre vier Quellen zerlegt und in deutscher Übersetzung dargeboten samt einer ... Begründung. Leipzig, Hinrichs 1922. 408 S.

fung als eine einfache und schon daher als eine glückliche bezeichnen dürfen; und gerade dadurch, daß man in der Synopse die einzelnen Quellenschriften plastisch vor Augen hat, scheint solch ein Urteil an Sicherheit zu gewinnen.

Und doch ist zu erkennen, daß Eißfeldts Buch über dies literarkritische Ergebnis und damit über die Literarkritik überhaupt hinausführt. Der Verfasser spricht von „Autoren" der Quellenwerke. Er denkt sich deren Arbeit offenbar so, daß sie überlieferte Stoffe in origineller Weise formen, wobei aber die Stoffe ihre Eigenheiten durchaus nicht zu verlieren brauchen. Es geht also auch nach Eißfeldts Meinung der „Formung durch den Autor" ein oft sehr langer, literaturgeschichtlicher Prozeß voraus. Auf der anderen Seite findet auch Eißfeldt innerhalb der einzelnen Quellen Stoffe, die als nachträgliche Anfügung anzusehen sind, da der „Quell der Sagenbildung" immer weiter sprudelte, — was ja auch daraus hervorgeht, daß die gleichen Stoffe in den jüngeren Quellen nicht nur der Form, sondern auch der Sache nach oft erheblich anders sind als in den älteren; der Verfasser spricht von der „viel zu wenig beachteten" Tatsache, „daß die Sagenstoffe, einmal vorhanden, nun ein selbständiges literarisches Leben zu führen begannen". Die einzelnen „Quellen" sind also weder ein literarisch Neues noch ein literarisch Abgeschlossenes, sondern etwas, was in dem lebendigen Strom des literarischen Werdens drinsteht. Das bedeutet aber eine starke Erweichung der literarkritischen Betrachtungsweise. Denn gerade wenn die „Sagenbildung" vor- und nachher ihren Weg weiterging, — ohne sich also um die literarische Fixierung wesentlich zu kümmern, — was hätte diese dann genutzt? Sie hielt doch bestenfalls nur das literarische Gewordensein eines Augenblicks fest und war in eben diesem Augenblick durch den weitergehenden Prozeß der mündlichen Tradierung schon überholt und veraltet. Das eigentlich Lebendige, Wirkende, Existierende ist dann aber diese mündliche Überlieferung. Man kann auch gar nicht annehmen, daß die Autoren der Quellenschriften ihrerseits versucht hätten, diesen Prozeß anzuhalten und abzuschließen, — denn dann müßte anerkannt werden, daß sie, wenigstens die älteren, bei diesem Versuch gescheitert sind, — und dann wäre unerklärlich, wie sie überhaupt haben erhalten werden können. Zudem hat es Schriftsteller in unserem Sinne, denen die literarische Tätigkeit Selbstzweck ist, in jenen Epochen nicht gegeben; hebräische Schriftstellerei ist praktisch, ist Mittel zum Zweck, — es ist durchgängig in der alttestamentlichen Literaturgeschichte über dem Fragen nach dem Quis, Quid, Quando das nach dem Cur ungebührlich hintangesetzt worden. Gewiß ist Eißfeldts Beobachtung richtig, daß „die Quellenautoren ... jedenfalls ein Nacheinander ... haben ... gestalten wollen", — fragt sich nur: was wollten sie damit erreichen? Und gewiß ist es zutreffend, daß die L-Stoffe mehr nationalpolitischen Charakter tragen, die E-Stoffe mehr nationalreligiösen; daß es sich dort mehr um Stammesgeschichte, in J und E um Volksgeschichte, in P um Gemeindegeschichte handelt; aber die Feststellung dieser Tatsachen rückt doch erst das eigentliche Problem hervor: warum ist das so? Es ist ganz zweifellos, daß solche Fragen alle nach der gleichen Antwort hindrängen: um der Erbauung willen, im weitesten Sinne des Wortes. Das gilt von den L-Erzählungen genau so wie von den P-Berichten; denn Stammesgeschichte ist Gottesgeschichte, und in jener Zeit, wo die Gottheit die lebendigste Wirklichkeit ist, gibt es nichts Profanes an sich. Der Unterschied gegenüber der Art der Gestaltung der neutestamentlichen Stoffe ist hier in der Tat nicht so groß, wie Eißfeldt meint; auch hier handelt es sich „um Darstellungen eines zwar geschichtlichen, aber doch schon als übergeschichtlich gewerteten Geschehens", — weil es ein Geschehen ist, das unter religiösem Aspekt steht.

Solch ein „erbaulicher" Zweck wird aber vollauf erfüllt zu denken sein durch den fortgehenden Prozeß der mündlichen Überlieferung; von Geschlecht zu Geschlecht werden die Stoffe weitergegeben sein, dem Inhalt nach überaus mannigfaltig, je nachdem das Interesse etwa an einer bestimmten Örtlichkeit, an einer bestimmten Figur haftete, der Form nach nicht minder verschiedenartig. Dabei darf ohne Schwierigkeit angenommen werden, daß, etwa innerhalb eines Stammes, sich für die so tradierten Stoffe ein fester Stil, eine charakteristische Sprache, eine einheitliche Tendenz herausbildete und sich erhielt. Wie verschieden und doch gleich auf diese Weise die überlieferten Stoffe gestaltet worden sind, hat Jirku in seinem für das hier erörterte Problem auch sonst höchst bedeutsamen Buche „Die älteste Geschichte Israels im Rahmen lehrhafter Darstellungen", Leipzig 1917, überzeugend dargetan. — Erst durchaus in zweiter Linie wäre dann zu fragen, in welcher Zeit das Bedürfnis aufgetaucht sein kann, solche Stoffe schriftlich zu fixieren, — eine mehr psychologische Frage. Es wäre z. B. nicht undenkbar, daß die Geschichtsbetrachtung der großen Unheilspropheten jemanden auf den Gedanken hätte bringen können, im Gegensatz zu ihnen an dem überlieferten geschichtlichen Material den Heilswillen Jahwes mit seinem Volke nachzuweisen.

Diese Andeutungen müssen hier genügen. Es liegt fast etwas Tragisches darin, daß Eißfeldt, der seine Arbeit eine „von rein literarischen Gesichtspunkten herkommende" nennt und der den Beweis erbringen will und auch erbracht hat, daß die „literarische Betrachtung" ihre „Zeugungskraft" noch nicht verloren hat, mit dazu beiträgt, das Ende der rein literarkritischen Betrachtungsart herbeizuführen. In dem Augenblick, wo er seine Quellenautoren in den Fluß des literarischen Werdens hineinstellte, nahm er ihnen den Boden unter den Füßen weg; sie werden schemenhaft und — überflüssig; und sein Buch, in dem die Quellenschriften so hell und sichtbar wie nirgends vorher herausgestellt werden, läßt gerade dadurch die Fragen aus dem Dämmerlicht hervortreten, die keine Urkundenhypothese beantworten kann (vgl. Sellin, Einleitung in das A. T., Leipzig 1920, S. 64; Jirku a. a. O. S. 160 ff.); in Eißfeldts Buch ist die Literarkritik — „aufgehoben".

Die literarkritische Betrachtungsweise ist letztlich die Form, in der sich der Historismus der Bibelwissenschaft bemächtigt hatte. Sie suchte nach „wirklichen", historischen Ursprüngen und glaubte sie in der Tat durch die Quellenhypothese gefunden zu haben. Es ist ein historisches Verdienst der religionsgeschichtlichen und formgeschichtlichen Betrachtungsweise, die Aufmerksamkeit darauf gelenkt zu haben, daß hinter diesen vermeintlichen Ergebnissen sich Tiefen von unerhörtem Ausmaß auftun. Aber gerade dadurch hat der Historismus in der Bibelwissenschaft sich selbst überschlagen. Denn auf beiden Gebieten ist ein Hineinschauen in die letzten Ursprünge unmöglich; es sind nicht mehr einzelne, historische Tatsachen, die erarbeitet werden könnten, — sondern Wellenlinien, die sich durch die Geschichte hindurchrollen, Prozesse, die ständig fortschreiten. Die Entwicklung der gegenwärtigen Bibelwissenschaft geht dahin, zu ergründen nicht dasjenige, was war, — sondern das, was wird, und damit das, was ist; und diesem stets pulsierenden, lebendigen Leben nachzuspüren, wird ihre eigentlichste Aufgabe sein und bleiben.

Berlin H W Hertzberg

Der Volksausgleich

Ein Appell an christlichen Solidarismus

Das Gesellschafts- und Wirtschaftsleben im Mittelalter und in der Neuzeit bis zur Entstehung des modernen Kapitalismus und Industrialismus war aufs stärkste beherrscht von den großen christlichen Soziallehren, der katholischen des Thomas von Aquino, der evangelischen Luthers. In der überkommenen ständischen Gliederung der Gesell-

schaft mit ihrer starren Berufsgliederung und Abgrenzung, mit ihren Über- und Unterordnungsverhältnissen sahen sie gottgegebene und gottwohlgefällige Ordnungen. Das übermäßige Gewinnstreben wurde um des Seelenheils des Einzelnen und um der Bruderliebe willen bekämpft; der im wirtschaftlichen Verkehr geforderte Preis sollte gerecht sein, d. h. nur die Selbstkosten zuzüglich eines Betrags für den standesmäßigen Unterhalt des Verkäufers decken. Zinsnehmen war verboten oder doch sehr beschränkt, Wucher und Ausbeutung waren verpönt. Auch die Calvinische Sozialtheorie setzte, wenngleich sie an der starren Berufsgliederung nicht festhielt und das Gewinnstreben keineswegs verwarf, doch dem ungezügelten Genußstreben durch die Forderung der Askese und des stärksten Opferns für die Bedürftigen starke Schranken.

Diesen christlichen Sozialtheorien, namentlich der katholischen und lutherischen ist durch das Aufkommen des modernen Kapitalismus und Industrialismus der Boden entzogen worden. Der technische Fortschritt mußte die starre Gesellschaftsgliederung zersprengen; die Über- und Unterordnungsverhältnisse mußten im Großbetrieb andere werden, als sie im Kleinbetrieb waren; das Verhältnis von Eltern und Kindern änderte sich notgedrungen mit dem frühen selbständigen Broterwerb der Kinder. Die Produktionsverhältnisse erwiesen sich, um ein Wort von Karl Marx zu gebrauchen, stärker als die Produktionsordnungen.

Um diese Zeit war es, daß eine neue Theorie des Wirtschaftslebens aufkam, die der neu aufkommenden Wirtschaftsgesinnung, die eine solche des ungehemmten Verdienenwollens war, ihre innere Rechtfertigung zu geben versuchte und sie, wenn man will, auch zu verklären verstand: die Theorie des Manchestertums oder des freien Spiels der Kräfte, die seitdem im ganzen im Wirtschaftsleben der Kulturvölker herrschend geblieben ist. Nach dieser Theorie kommt alles Unglück, alle Bosheit, Verkehrtheit und Unkultur der Welt daher, daß die Menschen ihre Verhältnisse nicht nach den von Gott gegebenen Gesetzen sich entwickeln lassen. Sobald Jedermann sein Interesse, das er ja am besten versteht, soweit frei verfolgen kann, als es das gleiche Recht der Mitmenschen gestatte, wird auch das höchste Glück des Ganzen erwachsen. Jeder ist dann auf sich selbst gestellt, Herr seines Geschicks, Schmied seines Glücks. Frei von jeder künstlichen Ungleichheit werden im Wettbewerbe die Anlagen der Menschen die vollste Ausbildung erfahren. Angebot und Nachfrage werden von selbst den rechten Ausgleich in den Preisen, Gewinnen, Löhnen herbeiführen. Überall wird mit geringstem Aufwand das größtmögliche Ergebnis erzielt. Eine stete Verbesserung der materiellen Lage der Menschheit ist die notwendige Frucht der natürlichen Freiheit.

Lange Zeit konnte es scheinen, als würden infolge des freien Spiels der Kräfte jene vorausgesagten günstigen Wirkungen eintreten. Wohl hatten die Anfänge des Industrialismus überall ein furchtbares Arbeiterelend hervorgerufen, und die Besitzgegensätze zwischen Reich und Arm wuchsen ins Ungeheure; aber die moderne Produktions- und Verkehrstechnik hat tatsächlich zu einer ungeheuren Steigerung der Produktion und zu einer gewaltigen Zunahme des nationalen Reichtums geführt, die nicht zuletzt der Verbesserung der Lebenshaltung der breiten Massen zugute kamen. Sodann hat der technische Fortschritt auch zu einer relativen Niedrighaltung der Preise aller Lebensbedarfsartikel geführt. Es schien alles in bester Ordnung. Aber es schien bloß so. Es fehlte zwar schon vor dem Kriege nicht an Anzeichen dafür, daß die wunderbare Harmonie aller Interessen, die das Manchestertum vortäuschte, auch ihre sehr bedenklichen Lücken hatte. Die internationale Konkurrenz auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Produktion führte in zahlreichen europäischen Kulturstaaten zu einer Verarmung des Bauernstandes, der nur durch das künstliche Mittel der Schutzzölle Halt geboten werden konnte, und überall, wo für eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Unternehmern ein Monopol bestand (so bei gewissen Zweigen der Rohstofferzeugung, im Verkehrswesen) war die freie Preisbildung ausgeschaltet; aber im ganzen schien die alte Theorie doch zu halten, was sie versprach.

Da kam der Krieg und brachte uns die Absperrung von den internationalen Märkten und beseitigte damit eine wirklich freie Konkurrenz bei all den für den Lebensbedarf erforderlichen Gebrauchsgütern. Die inländischen Produzenten wurden zu Monopolbesitzern, denen die Konsumenten völlig abhängig gegenüber standen. Ganz folgerichtig hat die Reichsregierung durch das System der Zwangswirtschaft in Verbindung mit der Höchstpreisfestsetzung die Schäden dieser Monopolstellung der Produzenten zu bekämpfen gesucht und ja anfangs damit Glück gehabt. Aber schon gegen Ende des Kriegs rissen die Stränge. Nachdem ein großer Teil der Kriegsindustrie mit der Stellung übermäßiger Preisforderungen vorangegangen war, ließen sich auch die Landwirte nicht mehr zügeln; sie durchbrachen die behördliche Zwangswirtschaft und die Höchstpreisfestsetzung; Schleichhandel und Schiebertum waren ihre Trabanten und versorgten diejenigen, die sich der allgemeinen Not entziehen wollten. In den Stürmen der Revolution sind schließlich auch die letzten Reste der Zwangswirtschaft weggefegt worden.

Die Revolution war das Werk der Arbeiterklasse. Plötzlich war ihnen die Macht, um die sie vor dem Krieg zäh, aber im ganzen doch vergeblich gerungen hatten, zugefallen. Von dem klassenkämpferischen Gesichtspunkt aus, daß Erhöhung des Lohnes gleichbedeutend sei mit einer Verringerung des Unternehmergewinns, verlangten und erkämpften Arbeiter und Angestellte im Winter 1918/19 und im Frühjahr 1919 sehr erhebliche Lohn- und Gehaltserhöhungen, die ihnen teilweise sogar eine Verbesserung ihrer Lebenshaltung über den Friedensstand sicherten. Dabei wurde meistens gar kein Unterschied mehr nach Alter und Familienstand gemacht; Jugendliche erhielten dasselbe wie Erwachsene; Ledige dasselbe wie Familienväter. Die Frage, inwieweit im kapitalistischen Wirtschaftssystem, unter dem wir nun einmal leben und wohl noch lange leben werden, Lohnerhöhungen bei der psychologischen Verfassung der Unternehmer sich auswirken, ist von sozialistischer Seite, soweit ich sehe, nie ernstlich untersucht worden. Der Glaube, daß die Kosten einer Lohnerhöhung letztlich vom Unternehmer getragen werden, erweist sich aber im ganzen als fundamentaler Irrtum. Er mag teilweise zutreffen bei der Produktion für den ausländischen Markt und vorübergehend auch einmal bei der für den inländischen Markt. Im allgemeinen aber schlägt der Unternehmer die Lohnerhöhungen auf die Preise und wälzt sie damit ab auf die Konsumenten, in ihrer Hauptmasse kleine Leute.

Hatten die Arbeiter und Angestellten durch die von ihnen erzielten Lohnerhöhungen im allgemeinen nur ihre Lebenshaltung in der Zeit vor dem Kriege festzuhalten und nur in Teilen darüber hinauszukommen vermocht, so verstand ein Teil der industriellen Arbeitgeber und verstanden namentlich die Landwirte, ihre Preise vielfach noch weit über die Friedensparität zu steigern und ihre Lebenshaltung noch über den Friedensstand zu erhöhen. Eine furchtbare, sich ständig steigernde, nur durch kurze Perioden relativen Stillstands unterbrochene Teuerungswelle ergoß sich über unser Volk. Und eine ungeheure Umschichtung in den Einkommens- und Besitzverhältnissen war die Folge davon. Bedeutende Teile des Volks, die ihr Einkommen nicht oder nur teilweise den Teuerungsverhältnissen anzupassen vermochten, zuerst die Kleinrentner, die Witwen, die Sozialrentner, die höheren und mittleren Beamten, die Angehörigen der freien Berufe (Ärzte, Rechtsanwälte, Privatdozenten, Künstler, Schriftsteller) sanken tiefer und tiefer. Die Not in diesen Kreisen ist heute furchtbarer, als ein menschliches Gehirn sich auszudenken ver-

mag. Der intellektuelle Mittelstand von ehedem steht in Gefahr, wirtschaftlich und damit auch seelisch zerrieben zu werden.

Diese ungeheuren Preis- und Lohnerhöhungen sind neben den kaum erfüllbaren, über unsere Leistungskraft weit hinausgehenden Bedingungen des Vertrags von Versailles zugleich eine der wichtigsten Ursachen der Inflation und des Währungsverfalls. Sie brachten als notwendige Folge erhöhte Lohn- und Gehaltsforderungen von Beamten und Arbeitern von Reich, Staat und Gemeinde und erhöhte sachliche Ausgaben und bewirkten immer wieder jene enormen Fehlbeträge in den Budgets unserer öffentlichen Körperschaften, die man bei dem langsamen Arbeiten unseres parlamentarischen Apparats und einer den neuen Erfordernissen nicht angepaßten Steuertechnik nicht alsbald durch Erschließung neuer Steuerquellen auszugleichen vermochte und nun durch Notendruck einstweilen überkleisterte. Das Ausland aber verlor angesichts unserer ungeordneten Finanzwirtschaft mehr und mehr das Vertrauen in unsere Solidität, und die Valuta sank und sank. Katastrophale Formen hat dieses Sinken freilich erst seit dem Ruhreinbruch angenommen, der die Hauptschlagader unseres deutschen wirtschaftlichen Lebens abschnürte und dadurch, selbst wenn sich unsre Finanzwirtschaft diesem Ereignis weniger unzulänglich gegenübergestellt hätte, als sie es getan hat, zu schwersten Erschütterungen in unserer Einkommenswirtschaft führen mußte. Ausgerechnet nun in dieser nationalen Krise, namentlich in ihren 3—4 letzten Monaten und vor allem in der allerletzten Zeit haben die Preisforderungen, namentlich der Landwirte, in ihrer Wirkung erhöht durch das ausbeuterische System gewissenloser Zwischenhändler, und die Lohnforderungen der Arbeiter ungeheuerliche, geradezu paroxistische Formen angenommen. Was soll man dazu sagen, wenn in einer Zeit, wo die innere Kaufkraft der Mark noch das 1 000 000 fache des Friedensstandes ausmacht, Butter auf das 2—3 Millionenfache hochklettert, Eier das 3—4 Millionenfache? Was soll man sagen, wenn in einer solchen Zeit die Buchdrucker ihre Lohnforderungen so steigerten, daß sie damit weit über ihren Lebensstandard im Frieden hinauskommen? Jede Gruppe glaubt durch unsinnigste Forderungen aus dem allgemeinen Zusammenbruch für sich möglichst viel herausretten zu können, ohne Rücksicht auf die anderen Volksgenossen, und merkt nicht, wie sie immer weitere Teile unsers Volks (vielleicht mit Ausnahme der Landwirte) nicht zuletzt auch ihren eigenen Stand in immer tieferes Elend hineintreibt. Die Industriearbeiter wenigstens dürften das Unsinnige ihres Treibens gar bald in Gestalt furchtbarer Arbeitslosigkeit am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Geht dieses Spiel noch weiter, dann ist außer der immer weiterschreitenden Verelendung auch das soziale Zusammenleben selbst aufs schärfste bedroht, schlimmste Gewalttaten und allgemeine Verarmung sind dann unausbleiblich. Das System des freien Spiels der Kräfte, will sagen des ungehemmten Sichauslebens des wirtschaftlichen Egoismus, das in Zeiten normalen internationalen Güteraustauschs trotz schwerer Schäden einigermaßen die wirtschaftliche Existenz aller Volksschichten sicherstellte, hat sich in dieser Notzeit stark verringerten Volkseinkommens, die den für den notwendigen Lebensbedarf produzierenden Schichten aus nicht näher darzulegenden Gründen eine Monopolstellung einräumen mußte, als *vollkommen unfähig zur tragfähigen Grundlage für die Sicherstellung der Volksexistenz erwiesen.*

Und noch etwas Anderes ist zusammengebrochen: die Klassenkampftheorie in der vergröberten und popularisierten Form, in der sie von den modernen Gewerkschaften vertreten wird. Der Klassenkampf ist doch nach dem Erfurter Programm der Sozialdemokratie nur ein Mittel, um zu edleren Formen menschlichen Gemeinschaftslebens zu gelangen, als wir sie heute haben. Völlig unvereinbar ist mit dieser Begründung des Klassenkampfs eine Herabdrückung oder gar Vernichtung von Schichten, die für das Volksganze und die Volkskultur unentbehrlich sind. Der moderne gewerkschaftliche Klassenkampf ist aber vielfach nichts weiter als brutaler Klassenegoismus, bei dem lediglich eine Umschichtung in den Einkommensverhältnissen stattfindet, indem ein neuer Arbeitermittelstand sich herausbildet und ein Intellektuellenproletariat entsteht. Und dieser Klassenegoismus ist häufig so kurzsichtig gegenüber volkswirtschaftlichen Verschlingungen, daß er durch übertriebene Ansprüche die Existenzfähigkeit von Teilen der Industrie und damit seine eigene Lebensmöglichkeit in Frage stellt.

Müssen wir immer tiefer ins Elend hinein? Oder gibt es noch eine Rettung? Einzelne staatliche Maßnahmen, so sehr sie auch mildern können, sind in diesem aufgepeitschten Meer des wildesten Egoismus zum Scheitern verurteilt. Ist auch das Christentum in dieser furchtbaren Krisis zum Schweigen verurteilt, oder hat es doch noch etwas zu sagen und kann einen Ausweg aus der Wirrnis zeigen? Manche religiöse Geister sehen ja in dieser ganzen Krisis ein furchtbares Strafgericht Gottes dafür, daß wir von der Liebesgesinnung des Evangeliums so schrecklich abgewichen sind, und vielleicht haben sie recht daran. Aber nach den Quellen unseres Glaubens verstößt Gott doch nur den unbußfertigen Sünder und schenkt dem bußfertigen Sünder Gnade. Und Gott hat uns ja nicht bloß das Leid auferlegt, sondern auch die Gabe des Verstands geschenkt, um auch doch wieder wenigstens teilweise das Leid zu überwinden, und damit zur Aktivität aufgerufen. Also kehren wir um und ändern wir unser Verhalten! Aber wie soll sich eine solche Umkehr auswirken? Es genügt nicht, daß religiöse Persönlichkeiten uns sagen, unsere Not sei durch unsere Abkehr vom Christentum verschuldet. Diese Kritiker haben denen, die etwa Willens wären, die Leitgedanken des Christentums in ihrem Leben zu erfüllen, keinen brauchbaren, in den Wirrnissen dieser Zeit gangbaren Weg gezeigt, haben es nicht vermocht, latente sittliche Kraft in aktive sittliche Kraft umzuwandeln. Bei einem Volk von einer solchen Instinkt- und Hilflosigkeit gegenüber unerwarteten Situationen, wie leider das deutsche, kommt auf eine deutliche Führung und Wegzeigung, auf eine *Konkretisierung* der Forderungen Alles an. Andernfalls verebbt und verpufft aller an sich vorhandene gute Wille.

Wie aber soll der Weg beschaffen sein, um aus der heutigen Wirrnis herauszukommen? Wir finden die Wegzeiger dafür im Evangelium. Es predigt uns Bruderliebe, Güte, Friedfertigkeit, Verträglichkeit, Selbstverleugnung, Rücksichtnahme auf Andere und Entgegenkommen gegen Andere. Wir brauchen nur diese sittlichen Weisungen zur Richtschnur unserer Arbeit zu machen, und ein Reformplan liegt fertig vor uns.

Von unseren Zuständen ausgehend muß denn das Leitmotiv lauten: „*Mit, nicht gegeneinander!*" Mit anderen Worten: Nicht ein Volksteil darf sich mehr schrankenlos bereichern und die übrigen Volksteile zertreten, sondern es muß ein billiger Ausgleich zwischen den Interessen und Bedürfnissen der verschiedenen Volkskreise gesucht werden. Das erscheint ohne Weiteres einleuchtend, ist aber bei unseren Zuständen ungeheuer schwer durchzuführen. Denn es handelt sich in unserem Falle nicht darum, die Fülle zu organisieren, sondern den Mangel, die Not, der Jeder mit allen Kräften widerstrebt und zu entrinnen sucht. Wir müssen uns darüber klar werden, daß unser Volkseinkommen seit Kriegsende sich auf ⅔—¾ der Vorkriegszeit verringert hat, und diese Tatsache erfordert von Jedem Einschränkung, Bescheidung und Verzicht. Und wir müssen uns noch weiter klar darüber sein, daß dieses verringerte Volkseinkommen noch nicht einmal gleich verteilt werden kann, sondern daß wir immer noch in einem kapitalistischen Wirtschaftssystem leben und um der Erhaltung der größtmöglichen Produktivität der Volkswirtschaft

willen leben müssen, wo es notgedrungen ohne Ungleichheiten und Einkommens- und Besitzunterschiede gar nicht hergehen kann. Können wir unseren Arbeitern zumuten, sich mit ⅔ oder ¾ ihres Realeinkommens der Friedenszeit zufrieden zu geben, wenn sie daneben sehen, daß es ihren Arbeitgebern oder den Landwirten immer noch sehr viel besser geht als ihnen selbst? Sie würden vielleicht, wie das russische Beispiel zeigt, hungern, wenn eine sozialistische oder kommunistische Regierung für eine leidlich gleiche Verteilung der Güter sorgt, aber nur schwer beim Weiterbestehen einer ungleichen Verteilung. Trotzdem muß, wenn eine Rettung kommen soll, von ihnen eine Einschränkung auch bei ungleicher Verteilung gefordert werden.

Ich denke mir einen solchen Ausgleich in ganz rohen Umrissen etwa so: Wir berechnen schätzungsweise das vorhandene Volkseinkommen, ziehen davon ab, was für Steuern, Reparationen, Eintausch notwendiger ausländischer Waren, für Durchschleppung der Sozialrentner, Kleinrentner, Erwerbslosen usw. nötig ist, berechnen, wieviel Prozent unseres Friedenseinkommens die dann noch vorhandene Summe ausmacht, und verringern das Friedenseinkommen der einzelnen Berufsgruppen im Verhältnis der noch vorhandenen Summe zum Friedenseinkommen. Ich würde vorschlagen, bei einer derartigen Verteilung des Volkseinkommens die Landwirte etwas zu bevorzugen, weil sie tatsächlich im Frieden bei der Verteilung des Volkseinkommens zu schlecht weggekommen sind und auf ihren Produktionswillen alles ankommt, die höheren Beamten und sonstigen Intellektuellen aber etwas zu benachteiligen, da mir angesichts ihrer Führerstellung die Übernahme besonderer Lasten eine Ehrenpflicht zu sein scheint. Man könnte sich denken, daß eine solche Regelung durch Staatsgesetz getroffen wird; aber welche Partei wird den Mut haben, bei der allgemeinen demagogischen Verhetzung den Angriffen wegen ungenügender Berücksichtigung der in ihr vereinigten Berufsgruppen zu trotzen? Außerdem ist das Staatsgesetz zu starr und unelastisch und eine solche Gesetzgebung würde zu dem Schwierigsten gehören, was je bewältigt worden ist. So denke ich mir den Ausgleich nur im Weg freier Vereinbarung der großen Berufsorganisationen: auch eine unsäglich schwere und mühselige, aber bei gutem Willen — auf den allein kommt es an — keineswegs unlösbare Aufgabe. Die freie Vereinbarung hätte zudem den Vorzug, besonderen Nöten und Fällen leichter Rechnung zu tragen. Natürlich läßt sich gegen einen solchen Vorschlag auch vielerlei einwenden und ich lasse mich gerne eines Bessern belehren, wenn ein Anderer einen gangbarern Ausweg zeigt. Gewiß, ein ungeheurer Mut gehört angesichts des Wütens der Eigensucht bei uns zu dem Glauben, daß ein derartiger freiwilliger Ausgleich möglich ist, aber ich sehe keinen anderen Weg der Rettung. Ich bin überzeugt, daß in England, wo der Gemeinsinn und der Wille zur Gemeinschaft sehr viel verbreiteter ist als leider bei uns, ein solcher Weg zur Rettung von Staat und Volk ohne Zagen begangen würde. Und der Verlauf der letzten Jugendtagung auf dem Hohen Meißner mit ihrem erhebenden Bekenntnis zum Gemeinschaftsgedanken läßt die Hoffnung zu, daß auch in unserem Volk ein solcher Weg zur Rettung aus äußerster Not Beifall findet. Jedenfalls wäre schon viel gewonnen, wenn wenigstens die christlich-kirchlichen Kreise sich ernsthaft dafür einsetzten.

Frankfurt a. M. Ernst Cahn

Zur „Neuorientierung" des Evangelisch-Sozialen Kongresses

Der Artikel Menns (CW 31/32) über die Neuorientierung des Evangelisch-Sozialen Kongresses dürfte von Vielen als Befreiung von einem lastenden Drucke empfunden worden sein. Denn nach Keßler (und auch nach Dell) konnte tatsächlich dem Kongreß seine Zukunft als bloßes „geistiges Mittelstands- und Bildungsparlament" geweissagt erscheinen. Mir war es erschreckend, mit welcher Selbstverständlichkeit in Iserlohn die Arbeiterfrage, wenigstens soweit sie je Gegenstand des Kongresses gewesen war, als gelöst oder auch nur als wesentlich geändert betrachtet werden durfte. Ich war einer der ganz Wenigen, die damals dem ausdrücklich entgegentraten, indem ich den „gehobenen Arbeiterstand" strikte als Trugbild bezeichnete, ermöglicht durch die Notenpresse und geschaffen von einer Revolution, die auf die Wirtschaftsform gesehen keine war und die dem Arbeiter die „neue Zeit" glaubhaft machte mit im letzten Grunde — trotz aller Betriebsrätegesetze u. dgl. — nichts Anderem als gehäuften Papierscheinen. Zur Ehre der Arbeiterschaft sei es gesagt, daß sie sich durchaus nicht so leicht und auf die Dauer einem falschen „gehobenen" Gefühl überließ. Aber nun sehen wir als Folge, daß der eine Teil abwandert zu den Radikalsten und der andere sein treues Beharren erkauft mit viel Enttäuschung und Resignation. Und wir im Evangelisch-Sozialen Kongreß stehen daneben und fragen uns, ob und wie wir uns neuorientieren sollen. Ein Glück, daß Menns Artikel den tötlichen Bann, der sich auf unsere Bemühungen zu legen drohte, in etwas gebrochen hat.

Freilich, was er hofft und zu hoffen gibt, ist noch wenig: Kleinarbeit in kleinen Kreisen, die sich zusammenfinden in gemeinsamem innerem „evangelischen" Zwang. Aber ob er wohl ganz ermißt, wie trostlos es in den Kreisen, an die er sich da wenden könnte und zu denen doch naturgemäß die Pfarrerschaft gehören muß, aussieht? Ich könnte weit laufen, bis ich ein Dutzend an der sozialen Frage theoretisch wirklich interessierte Amtsbrüder zusammenholte. Das liegt durchaus nicht allein an Indolenz, sondern es liegt an dem unglückseligen Dogma, daß Kirche und Politik nicht zusammengehörten, und liegt des weiteren und vor allem an dem ebenso unglückseligen Mangel einer einfachen, einleuchtenden, die Menschen zur Mitarbeit anregenden Fassung des Problems überhaupt.

Was kommt denn bei all der feingeistigen „Zeitdiagnostizierung" heraus, die doch stets von einem gewissen ästhetischen Interesse an einer Sache, von der man selbst nicht blutig geschunden wird, angekränkelt erscheint. Wäre es nicht tausendmal wertvoller, wenn die Kirche die soziale Aufgabe so einfach zu schauen vermöchte, wie sie die Beteiligten, d. h. heute wie ehedem die Arbeiter, und nachgerade — das ist „das Neue" — auch die Mittelständer sehen, wie Marx und viele Andere neben ihm sie ebenfalls sahen: Kampf gegen die Ausbeutung und für die Gerechtigkeit in der Volkswirtschaft, Beseitigung des arbeitlosen Einkommens und Sicherung des Arbeitsertrages für die Schaffenden! Man muß freilich ein wenig Volkswirtschaftslehre getrieben haben, um zu wissen, nicht so sehr **wer**, sondern **was** ausbeutet und warum diese Ausbeutung auf **allen** Schaffenden liegt. Es kann aber nicht schwer sein, einer Allgemeinheit die klare, einfache und doch in ihrer Auswirkung unendlich folgenschwere Erkenntnis von der **Unsittlichkeit alles arbeitlosen Einkommens** zu vermitteln. Kampf gegen dieses arbeitslose Einkommen, das ja doch nichts Anderes ist als die Ausbeutung von der anderen Seite gesehen, müßte eine Formel sein, die alle Arbeitenden ohne Unterschied einte und unserer christlichen Wirtschaftsethik einen Inhalt gäbe, der sie über bloße Moralpredigt erhöbe. Und der Evangelisch-Soziale Kongreß müßte wahrlich die soziale Frage in diesem umfassenden Rahmen zu schauen vermögen und nicht Mittelstands- oder Arbeiterpolitik, sondern **Wirtschaftsethik** und Wirtschaftspolitik treiben. Er kann das ganz gewiß, heute, wo ihm die ungeheure Hilfe gegeben ist, daß ein gebildeter Mittelstand die unbarmherzige Wucht der sozialen Frage an sich selbst erlebt und vielleicht bald mit ähnlich blutigem Ernst erfassen wird wie der Arbeiter; er kann es heute, wo sich dem Bewußtsein der Volksmassen die Runen nicht zuerst der allgemeinen Verarmung, sondern der in Notzeit erlittenen wirtschaftlichen Ungerechtigkeit von selbst und unerschütterlich einprägen. Wahrlich, das „arbeitlose Einkommen" müßte heute die soziale Frage hinreichend formulieren.

Müssen wir da wohl noch lange krampfhaft nach einem „neuen" Inhalt des Evangelischen in der Verbindung Evangelisch-sozial suchen? Was Jesus über Gerechtigkeit und Liebe sagt, was unsere protestantische Geschichte und Ethik an Erkenntnis der Arbeit und ihres Wertes vor Gott erarbeitet hat, das müßte die Formulierung dessen geben, was evangelische Gewissen zur Erfüllung des zweiten Teiles der Losung „Evangelisch-sozial" treibt im Hinblick auf das arbeitlose Einkommen.

Freilich, ich gestehe zu, wenn ich nicht den Glauben hätte, daß es vor dem Verstande einen aussichtsvollen Weg zur Beseitigung des arbeitlosen Einkommens gebe, besser als der marxistische, so würde ich mich nicht unterwinden zu reden, und Andere sollten es ebenso halten; Moralprediger haben wir genug. Ich stelle aber neben all die unzulänglichen Versuche von kirchlicher Seite, die soziale Frage überhaupt zu fassen, und neben all die Resignation derer, die sich am Marxismus müde gehofft haben, neben bloße Teilreformen wie die „Bodenreform" und neben den planlos-enthusiastischen Sozialismus unserer Religiössozialen eine geschlossene Wirtschaftslehre von schlichter Klarheit und aufrüttelnder ethischer Kraft, eine wahrhaft befreiende Verbindung gesunden individualistischen und sozialistischen Denkens,

von vielen Tausenden nach dem Kriege begeistert ergriffen, die Lehre Gesells von der „Natürlichen Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld"*). Ich tue es deshalb, weil mir nur dort Marx wirklich überholt und das arbeitlose Einkommen (Kapitalzins, Grundrente, Konjunkturgewinn) klar bestimmt erscheint. Das für sich allein wäre schon viel. Der zur Bekämpfung jenes Einkommens gezeigte Weg aber, Währungs-, Geld-, Bodenreform, hat wohl von vornherein für sich, daß er beginnt mit reinlicher Finanzwirtschaft des Staates und wirklichem Opferbringen aller Besitzenden zur Schaffung wirklicher „Festwährung", gezeigt von dem Manne, der als der Einzige in Deutschland Havensteins Währungspolitik nicht erst heute, sondern vor dem Kriege und (mit anderen Freiwirtschaftlern zusammen) Helfferichs Art der Kriegsfinanzierung sofort nach Kriegsbeginn als theoretisch falsch und moralisch anfechtbar geißelte, bis er der Zensur verfiel. — Man sage nicht: Hier ist nur Name und Schlagwort. Irgendwie etikettiert wird all unser theoretisches Bemühen um die soziale Frage erscheinen, soweit wir nicht als Nationalökonomen von Fach, sondern als „bloße" evangelische Christen ihr gegenüberstehen. Nicht darauf kommt es viel an. Mögen Andere ruhig andere Wege suchen und vorschlagen. Aber darauf kommt Alles an: Einfache, klare Linien müssen den Wollenden in unserer evangelischen Kirche heute gezeigt werden. „Die Menschen sind da; überall wachen sie auf; es gilt, sie zu finden und zu beteiligen" (Menn) — ja, um jeden Preis und bald.

Darum treibe die Kirche nicht länger bloße Zeitdiagnose, sondern werfe bewußt und bestimmt die Frage des arbeitlosen Einkommens auf. In Iserlohn wurde sie einigemale berührt, leider gar zu leise. Doch „was ihr hört in das Ohr, das prediget auf den Dächern"; und Jesus fährt fort: „und fürchtet euch nicht!"

Merzhausen (Taunus) E. Künkel

Unser Privilegium

Aus dem Schlußkapitel von Werner Picht „England nach dem Kriege. Reisebetrachtungen" (Kempten, Josef Kösel u. Friedrich Pustet 1923. 127 S.)

Unaufhaltsam vollzieht sich auch an ihm (England) das gemeinsame Geschick der Liquidation eines Zeitalters. Es erleidet dieses Geschick; mißmutig, unter Sträuben und ohne Nötigung zu entscheidender Tat, ohne das Bewußtsein der Wende. Es bleibt konservativ in einer Zeit, wo es nichts Hoffnungsloseres gibt, als die Energien auf das Erhalten zu konzentrieren. Wer will Menschenwerk erhalten, wenn die Erde in Bewegung geraten ist? ...

Wir haben wahrlich wenig Grund zum Optimismus. Die Not hat uns weder beten noch arbeiten gelehrt, und wir haben am eigenen Leibe gelernt, daß es eine Form der schleichenden Verelendung gibt, die durchaus nicht reinigend wirkt. ...

Aber dennoch ... Müssen wir schon die Vornehmheit der Zucht und Züchtigung entbehren, so sind wir doch zur Züchtigung begnadet, und auch darin liegt ein Auserwähltsein. Jeder tiefer blickende Engländer weiß, daß die Gefährdung seines Volkes heute in einem Wohlsein liegt, das nicht mehr fröhliche Blüte ist, sondern Hemmung in einer Zeit, wo der Fortschrittsglaube der Prosperität abgewirtschaftet hat. Diesen Wandel der Zeit erleben wir — und nur wir — in Europa als dramatische Handlung, in der Jeder sein Stichwort hat und in den Kreis des Geschehens gebannt ist. Darin liegt unser Vorsprung und unsre Aufgabe, daß dieser Akt sich auf unsrer Bühne abspielt, daß wir ihn zu spielen haben, nicht nur für uns, sondern für die Welt. Werner Picht

Ein schwedisches Nationalfest

Von der heiligen Birgitta

Wer von der politischen Haltung führender Männer Schwedens in und nach dem Weltkrieg beglückt ist, wie des viel zu früh uns entrissenen Geschichtsschreibers Rudolf Kjellén oder gar des Forschungsreisenden von Weltruf Sven Hedin, der deutscher denkt und schreibt als Millionen unter uns; wer beglückt ist durch die politische, wirtschaftliche, religiöse, kirchliche Aufbauarbeit, die dort im hohen Norden für uns geleistet wird, die sich im evangelischen Erzbischof von Upsala verkörpert, der wird gern an dem religiösen Volksfest teilnehmen, das kürzlich in Schweden gefeiert wurde und seine Zeitschriften mit Wort und Bild erfüllte, dem Birgittenfest. Es warf längst seine Schatten voraus. Vor mehr als zwei Jahrzehnten gab der schwedische Gesandte in Rom die Losung aus: „Erst seit Birgitta weiß Europa, daß es ein Schweden gibt"; vor zwanzig Jahren beging man ihren 600 jährigen Geburtstag; vor einem Jahrfünft gab es eine Birgittenausstellung; auch Rom besann sich auf die Heilige für neue Glaubenswerbung. Nun wurde am 25. Juli der 550. Todestag der Nationalheiligen in einmütiger Begeisterung des doch fast ganz evangelischen Landes gefeiert und der Verein „Schwedische Flagge" will den 7. Oktober, den Tag der Heiligsprechung mit Vorträgen in allen Schulen und Beflaggung der Häuser festlich ausklingen lassen. In der Tat war Birgitta (um 1302—1373) die hervorragendste Gestalt Schwedens im Mittelalter, die erste Persönlichkeit, die von hier aus eine weltgeschichtliche Rolle spielte: „Sie zeigte als erste schwedische Frau der Welt, wieviel Phantasie und Tatkraft in ultima Thule lebte." Sie wird zu den Musterformen des Landes gestellt, einem Olaus Rydbeck, als Verfasser der Wunderreichen Atlantis, einem Karl XII. Eisenkopf, einem Gustav Adolf dem Großen; ja Erzbischof Söderblom wagte es, in seiner Gedächtnisvesper zu Skederid in Uppland bei Finsta, Birgittas Geburtsort, als er in einer Holzkirche ihre Taufkapelle wieder in Gebrauch nahm, sie neben Luther und Wesley zu rücken. Nach einem Fest im Freien, das „der Kulturpersönlichkeit" Birgittens galt, war man in Prozession in das geschmückte Kirchlein gezogen, wo jene Predigt über Psalm 69, 10 vom verzehrenden Eifer um Gottes Haus gehalten wurde. Nach einem Bekenntnis zu Luthers Prophetentat, wie sie die Seherin nicht geahnt, schloß sie mit deren Gebet, sie zu erhören, auch wenn sie es nicht verdiene, ihr Herz in einem Feuer brennen zu lassen, daß alles Ungöttliche wie Asche im Sturm fortgefegt werde. Dazu rechnete sie den Stolz auf ihre königliche Abstammung, denn: „Wir müssen barfuß über unseren Hochmut schreiten." Die Hauptfeier fand am hellen Tage am Wettersee in der Palmenkirche zu Wadstena, nach ihrem Gestein auch die blaue genannt, statt, deren Bau auf Birgitta zurückgeht. Der Wettersee ist literargeschichtlich, vielleicht auch seelisch für Birgitta merkwürdig geworden. Denn der durch seine Romane, besonders „Die Karoliner", geschätzte Verner von Heidenstam, ebenfalls ein Ostgotländer, beginnt seine Bilderreihe aus dem Leben von Birgittas Pilgerfahrt mit seinen eigenen Kindheitserinnerungen an die damals noch im Volk gefürchtete Gestalt einer Frau, von der die Leute redeten, als wäre sie erst gestern an ihnen vorübergeritten mit der Gerte in der Hand. Der rätselhafte See mit seinen unterirdischen Heimlichkeiten, seinen schwebenden Luftspiegelungen, seinem Zorn und seinen Wallungen, wird ihm zum Bild der nächtlichen Reiterin. Vielleicht beeinflußten auch die heute noch zu beobachtenden, seltsamen Luftbilder über dem aus Quellen der Tiefe oft plötzlich aufbrausendem See die Anlage Birgittens, wunderbare Gesichte zu schauen, deren Schönheit Söderblom über die Swedenborgs stellt. Leider sind die schwedischen Urschriften dieser Offenbarungen verloren; wir müssen uns mit immerhin hoch bewerteten lateinischen (und schwedischen) Übertragungen begnügen. Von diesen Gesichten vermittelte die Frau des Ortsgeistlichen der andächtigen Festgemeinde zwei. Schon am Sonntag zuvor hatte hier ein Konzert mit selten zu hörender Musik die Tagung eingeleitet, nämlich mit einer Sequenz des heiligen Thomas, einer vielleicht auf Ambrosius zurückgehenden Antiphonie und gregorianischem Gesang, wie er bei Aufnahme der Nonnen von einem Priester an der Tür gesungen wurde, was man getreu nachahmte. Gesang umrahmte auch die Festrede des Ortsgeistlichen über Psalm 63 von der Sehnsucht nach Gott in seinem Heiligtum; daran schloß sich

*) Vgl. Nr. 31/32.

eine Darstellung über Geschichte und Kunst der Birgittenkirche. Schwedens größte Schriftstellerin, Frau Dr. Selma Lagerlöf, war nur durch Krankheit verhindert, ihre den Höhepunkt des Ganzen bildende Rede selbst zu halten. Doch wurde sie von einer Frau verlesen, Gräfin Troll, in lichtem Gegensatz zu dem Bischof dieses Namens, der aus persönlicher Rache das „Stockholmer Blutbad" (1526) anstiftete. Wie das große Frauenlob im frauenrechtlerischen Schweden die Vertreterinnen verschiedener Weltanschauung zusammenführt, zeigt neben der Teilnahme der Genannten und der Gattin des Erzbischofs auch die der greisen Ellen Key, uns trotz ihrer Deutschfeindlichkeit im Kriege vertraut durch ihr „Jahrhundert des Kindes", soeben daheim durch einen ganzen Band von Huldigungen ausgezeichnet. Sie lebt heut in Birgittas Alvastra.

In dem hier, auch am Wetternsee, gelegenen Zisterzienzerkloster entwickelte sich aus der 42 jährigen Tertiarierin in der Trauer um den ihr entrissenen heißgeliebten Gatten, dem sie acht Kinder geschenkt, die Ordensgründerin und Prophetin. Bis dahin hatte sie nur einmal als Zehnjährige, tief gerührt durch eine Passionspredigt, den Gekreuzigten geschaut und gehört mit einer Mahnung, die an Zinzendorf anklingt: Das tat ich für dich; was tust du für mich? Bei der vereinsamten Witwe mehren sich die Erscheinungen; aber von irdischer Liebe will sie nun nichts mehr wissen; den ihr vom sterbenden Gatten geschenkten Ring zieht sie ab und gelobt sich, nach Verteilung ihrer Güter an ihre Kinder, der heiligen Armut. Sie hört Christi Lob dafür: Darum gebührt es sich, daß ich um solcher Liebe willen für dich sorge; darum nehme ich dich zu meiner Braut. Nun redet die Marienselige in der Geschmacklosigkeit eines Hieronymus von Maria als ihrer lieben Schwiegermutter. Längst hatte sie eine Stimme vernommen, bei der wohl ihre von jeher starke als Versuchung empfundene politische Einstellung mitschwingt: Geh nach Rom, wo die Straßen voll Gold und mit dem Blut der Märtyrer bedeckt sind. Dort wirst du bleiben, bis du Papst und Kaiser gesehen hast, dem du meine Worte verkündigen sollst. Erst in ihrem hohen Alter erfüllte sich das, als Kaiser Karl IV. den Exilspapst Urban V. auf einige Jahre in die ewige Stadt zurückführte (1367). Im Jubeljahre 1350 war Birgitta nach dem „großen Sterben" zu dauerndem Aufenthalt in das papstlose Rom gezogen. Wildeste Unruhe hatte der wie damals vom Volk so in unseren Tagen von der Kunst heiß umworbene Cola di Rienzi erregt; wie Petrarca an ihn glaubte, wird auch Birgitta beschuldigt, die Armen gegen die Reichen aufgehetzt zu haben. Nachdem sie erst bei einem Kardinal Unterkunft gefunden, ließ sie sich in dem dicht bevölkerten Stadtteil Suburra nieder bei den armen Clarissinnen. Ihre Krankenpflege war hier nicht platonisch. Sie gab nicht etwa Geld, um Andre ins Feuer zu schicken, sondern griff selbst zu; besuchte die Armen in ihren elenden Hütten und in den Spitälern, selbst während der Pest. Mit eignen Händen trug sie die Fallsüchtigen von der Straße ins Haus, kochte, scheuerte, wusch die giftigen Unterkleider der Pestkranken. Oft saß sie auch für ihre Armen bettelnd vor der Kirchenpforte, wie sie zwei ihrer sie besuchenden Söhne getroffen haben sollen. Schon 1346 hatte sie am Blumenplatz, den heut des hier verbrannten Giordano Bruno Denkmal ziert, ein Haus für schwedische Studenten und Pilger gestiftet, ein Anfang des von ihr angestrebten Ordens. Hier wurde 100 Jahre nach Birgittens Tod Erzbischof Jakob Ulfson in ecclesia hospitalis S. Birgittae geweiht, der Christians des Bösen Regierungsantritt noch erlebte und Wadstena schätzte und schützte. Birgitta wurde in Rom sehr verschieden gewertet, bald als des Feuertodes schuldige Hexe, bald als Heilige. Mit Lutherischem Zorn geißelt sie die gottlosen Päpste: Du bist ein Seelenmörder, schlimmer als Luzifer, ungerechter als Pilatus, unbarmherziger als Judas, unmenschlicher als die Juden. Sie klagt, der Papst sollte alle mit den Worten locken: Kommt her zu mir, daß ihr Ruhe findet für eure Seelen; statt dessen ruft er mit Wort und Tat: Kommt und seht mich in meiner Pracht, größer als Salomos; kommt zu meiner Kurie, leert eure Beutel, und ihr werdet das Verderben eurer Seelen finden. Andrerseits erklärte sie vorbehaltlos: Ich glaube alles, was die heilige Kirche bindet und glaubt. Vor der heiligen Katharina von Siena forderte die 44 Jahre ältere Schwedin die Rückkehr der Päpste aus Avignon. Ihrem Einfluß wurde Urbans V. Entschluß zugeschrieben, Petrarcas gleichartiger Aufforderung zu folgen; die Erfüllung ihrer Vorhersagung seines baldigen Todes, wenn er Rom wieder verließe, machte großen Eindruck. Einige Monate vorher hatte er ihre Klosterregeln bestätigt, und zwar für Doppelklöster mit Mönchen und Nonnen nach mystischen Zahlenverhältnissen, nebst Laienbrüdern zu ihrem Dienst. Aber gerade in diesem Jahre (1370) drängte der Beichtvater die askesefrohe Birgitta mit ihrer aus einer Josefsehe gelösten und auch zur Heiligen erzogenen Tochter Katharina zu einer Pilgerfahrt nach Palästina, von der sie äußerst erschöpft zurückkehrten. Die letzten der Greisin offenbarungsmäßig zugezählten Lebenstage hat Selma Lagerlöfs Dichterseele in tiefster Einfühlung geschildert. Die an verschiedenen Orten bewahrten Gebeine der überraschend bald heilig Gesprochenen (1391) sind nicht das, wofür sie gelten, was ihre Wirkung bei Empfänglichen nicht beeinträchtigen soll. Über ihre Bilder herrschen die üblichen Zweifel; ein Denkmal befindet sich in der prächtigen Kirche S. Paulo fuori le mura in Rom, in deren Kapelle am Karfreitag, also wie das Veronikatuch in St. Peter, ein Kruzifix gezeigt wird, das der vor ihm betenden Birgitta Antwort erteilte. (Redende Kreuze gibt es freilich auch sonst, in Rom und anderwärts.) Jenes Birgittenhaus auf dem Blumenplatz enthielt bis zur Reformation die schwedische Nationalkirche, die nach dem Tod der konvertierten Königin Christine vom Papst eingezogen wurde. Die neue Birgittenstiftung, deren Wortführer der Künstler der Familie Bernadotte, Prinz Eugen, und zu der ein Mitglied des Nobelpreis-Hauses gehört, strebt die Wiedererwerbung der Casa di S. Brigida an.

Wie Birgittas Offenbarungen für das schwedische Schrifttum von Wichtigkeit wurden, so auch die Predigten und Übersetzungen heiliger Schriften seitens der Birgittiner, in denen die vielen Danismen auffallen.

Viele Fürstlichkeiten suchten in den 250 Jahren seines Bestandes den Frieden des Klosters Wadstena. Den Silberschrein wagte der Reformationskönig Gustav Wasa zu beschlagnahmen und heißt darum der Heiligen größter Feind. Von den auswärtigen Klöstern steht uns am nächsten das in Altenmünster bei Augsburg, in dem der spätere Reformator Basels, „die Geißel der Kirche", Ökolampad einige Jahre Sammlung suchte.

Nach allen diesen Erinnerungen begreift man die überraschende Veranstaltung der protestantischen Heiligenfeier. Birgid war eben „eine großartige Offenbarung des christlich gewordenen schwedischen Volksgeistes, wodurch dieser seinen ersten großen Einsatz in die christliche Völkerwelt machte". Sie greift im Mittelpunkt der Christenheit in die Welt- und Kirchengeschichte ein und straft die verirrten Häupter der Kirche mit prophetischer Kraft und Unerbittlichkeit. Sie geht auf die Bibel zurück, mit der sie ungewöhnlich vertraut war, ahnt etwas vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen und empfiehlt die Pflege der Muttersprache im Gottesdienst. Die kinderreiche Mutter wird Patronin der Wöchnerinnen, der Königssproß aufopferndste Krankenpflegerin. Ihr Kloster Wadstena war Jahrhunderte hindurch der Herd des religiösen Lebens in Schweden, ein Hauptort seiner Kultur, die erste Hochschule des Nordens.

Dabei beachte man wohl, daß die Zahl der Katholiken in Schweden noch sehr gering ist. Hier wurde ja 1604 der

Übertritt zur römischen Kirche mit Landesverweisung, 1617 die Propaganda dafür mit Todesstrafe bedroht; erst seit 1860 wurde mit der alten Unduldsamkeit gebrochen; allerdings sind noch heute Klöster und Jesuiten verpönt.

Unter solchen Umständen kann sich ein Land solches Fest erlauben, das ihr die Gegenseite, auf der man sich wohl vergnügt die Hände reibt und in bedenklicher Rührigkeit schöne Folgerungen vorspiegelt, nie und nirgends nachmachen wird. Wir freilich, von neuer Gegenreformation beengt und bedrängt, dürfen uns auch solche Feste der Duldung nicht gönnen. Um so mehr beglückwünschen wir unsere nordischen Brüder und geben der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, daß, wenn im Jahr 1925 der kürzlich von Söderblom gegründete Verband aller unkatholischen Kirchen in Stockholm tagen wird, Schwedens Luthertum Calvin und Zwingli nicht minder begeistert feiern wird als die heilige Birgitta.

Wien-Königsee Georg Loesche

Denkwürdige Bischofsweihe in Norwegen

Am 2. September wurde in der Domkirche zu Drontheim, dem alten Erzbischofssitze Norwegens, in Gegenwart des Königs und einer hochansehnlichen Versammlung eine Bischofsweihe vollzogen, die in der Kirchengeschichte Norwegens eine gewisse, über sonstige Bischofsordinationen hinausgehende Bedeutung hat. Der neue Bischof von Nidaros (dies ist der alte heute nur noch für das Bistum gebräuchliche Name Drontheims) D. theol. Jens Gleditsch ist nicht nur einer der überragenden Geister der norwegischen Kirche, sondern auch eine der führenden Persönlichkeiten der neueren Theologie. Seine Ernennung zum Bischof entfesselte daher einen Sturm der Entrüstung im Lager der rechtsstehenden kirchlichen Kreise. Die Ernennung der Bischöfe geschieht in Norwegen ebenso wie die der Geistlichen durch den König, d. h. die Staatsregierung. Zuvor findet indes eine „Wahl des neuen Bischofs statt, bei der die sämtlichen sechs Bischöfe des Landes, die Professoren der Theologie in Kristiania und die Geistlichen sowie die erst seit einigen Jahren bestehenden Kirchenvorstände des Bistums ihre Stimme abgeben. Diese Wahl hatte für D. Gleditsch keine Majorität ergeben, sondern für den Kandidaten der Rechtsstehenden. Die Regierung fand jedoch, nachdem vor kurzem der Bischofsstuhl in Kristiania mit einem Mann der Rechten besetzt worden war (obwohl bei der damaligen Wahl Gleditsch wenn nicht die meisten, so doch die gewichtigsten Stimmen erhalten hatte) und da auch die sämtlichen übrigen Bischöfe der Rechten angehören, daß auch die der neuen Theologie anhängende Minorität nach dem Gesichtspunkte der Parität und des hier auf Verhältniswahl ruhenden Parlamentarismus ein Anrecht wenigstens auf einen Bischofssitz habe.

Obwohl nun die „Wahl" des Bischofs nach dem Gesetz nur beratende Bedeutung hat und die Regierung also durchaus berechtigt ist, sich über ihr Ergebnis hinwegzusetzen, drohte man auf orthodoxer Seite mit schärfsten Gegenmaßregeln gegen den Entscheid der — übrigens zur Zeit konservativen — Regierung. Eine gewaltige Pressefehde begann. Die Tageszeitungen waren wochenlang mit langen Kampfartikeln für und wider angefüllt, und man könnte die norwegische Kirche fast darum beneiden, wie bereitwillig die Tagespresse hier nicht unbedeutenden Raum an hervortretender Stelle für derartige kirchliche Streitigkeiten zur Verfügung stellt.

Die hitzigeren Wortführer der Rechtsstehenden drohten mit nicht Geringerem als mit Sprengung der Kirche und schließlich sogar mit Streik der übrigen Bischöfe, deren keiner sich dazu hergeben werde, den von der Regierung gegen den Wunsch der Majorität ernannten liberalen D. Gleditsch zu ordinieren. Nachdem man sich über die eventuellen staatsrechtlichen Folgen einer solchen Weigerung eine Zeitlang aufgeregt und sich gegenseitig mit Zwangsmaßregeln bedroht hatte, erkläre sich der Bischof Stöylen von Agder (Christiansand) bereit, die Ordination vorzunehmen. Zwar hat daraufhin in seinem Bistum seitens der Laienorthodoxie eine Art Boykott gegen ihn eingesetzt, aber er hat sich in seinem Entschluß nicht beirren lassen.

Ob nunmehr der Richtungskampf in der norwegischen Kirche wieder abflauen oder ob er im Gegenteil heftiger werden wird, ist zur Zeit nicht zu sagen. Die Führer der Orthodoxie haben sich auf den Standpunkt gestellt, daß man zwar junge Kandidaten, die noch nicht völlig fest im Bekenntnis der Kirche seien, zu Geistlichen ordinieren könne, daß aber die Besetzung eines Bischofsstuhles durch einen nicht rechtgläubigen Geistlichen von der Kirche nicht ertragen werden dürfe. Die Vertreter der neuen Theologie sind die eigentlichen Stillen im Lande, sie möchten allen Streit vermeiden, nehmen bewußt eine nur verteidigende Haltung ein und wollen nichts weiter als Anerkennung ihrer Gleichberechtigung.

Die Tagespresse stellte sich fast ausnahmslos auf die Seite der Regierung, obwohl sie Aufsätzen aus beiden theologischen Lagern gleichmäßig Raum gewährte. Für die breite Öffentlichkeit hat der hitzige Kampf der Orthodoxie gegen die Ernennung eines „liberalen" Theologen zum Bischof die Bedeutung gehabt, daß man bis in die gleichgültigsten Kreise hin auf den seit 20 Jahren in Norwegen tobenden und gerade in den letzten Jahren wieder heftiger gewordenen Kampf der Orthodoxie gegen die von Deutschland eingedrungene historisch-kritische Theologie aufmerksam geworden ist. Die Sympathie für die rechtsstehenden Kreise scheint dabei erheblich abgenommen zu haben, ja es wurde sogar in Aussicht gestellt, bei den nächsten Kirchenvorstandswahlen der Oberherrschaft der Laienorthodoxie zu Leibe zu gehen und zu zeigen, auf welcher Seite tatsächlich die Majorität in der norwegischen Kirche zu suchen sei.

Der neue Bischof von Drontheim wird die ernste Aufgabe haben, zu zeigen, wie auch die neuere Theologie den Beruf eines Oberhirten der Geistlichen eines Bistums erfüllen kann. Die Tatsache, daß er echte und tiefe Frömmigkeit mit einer überragenden theologisch-philosophischen Bildung und einer ungewöhnlichen geistigen und persönlichen Begabung verbindet, wird ihm dabei zu Hilfe kommen.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen will, daß gerade jetzt und zwar von rechtsstehender Seite angeregt worden ist, in Norwegen ebenso wie in Schweden die alte Institution eines Erzbischofes wieder aufzurichten, und zwar nicht in Kristiania, sondern in der alten Erzbischofsstadt Drontheim. Einstweilen indes gibt es in Norwegen keinen Erzbischof, sondern sechs gleichberechtigte Bischöfe. Septemtrionalis

Der kirchliche Protestantismus im französischen Elsaß

Februar 1919 erschien in den drei kirchlichen Blättern Elsaß-Lothringens ein gleichlautender Artikel, der schloß: „Was vorgeht, bedeutet eine Katastrophe für unsere Kirche." Heute, nach über $4^1/_2$jähriger Besetzung des Landes durch die Franzosen ist die Möglichkeit gegeben, diese düstere Prophezeiung auf ihre Erfüllung nachzuprüfen, die Spuren der eintretenden oder schon eingetretenen Katastrophe aufzuzeigen.

Die protestantische Kirche des Elsaß hat immer Geschichte und Geschicke der Diaspora- und Minderheitskirchen gehabt. Sie mußte immer ängstlich darauf bedacht sein, die Zuneigung der größeren Schwester und des Staates sich zu erringen, um ungefährdet leben und sich entwickeln zu können. So haftet ihr von Natur aus etwas Scheues und Gedrücktes an. Nur ganz zu Beginn, als noch keine übermächtige Reichsgewalt die Städte und Territorialherren hindern konnte, ihren und ihrer Untertanen Beitritt zur Reformation zu vollziehen, loht auch im elsässer Protestantismus jene vorwärtsstürmende, auf Eroberung ausgehende Begeistrung auf. Aber schon 1580 hat ihn — für immer — die habsburgische Gegenreformation in die Defensive gedrängt. Unter Napoleon I. hat die protestantische Kirche in den „Organischen Artikeln" von 1802 zwar ihre rechtliche Fundamentierung erhalten, die Zeiten der Unsicherheiten und des Druckes waren vorüber; aber das Bewußtsein, eine winzige Minorität zu sein, konnte ihn auch im ganzen 19. Jahrhundert nicht verlassen in den großen Kämpfen, die in Frankreich tobten zwischen starrer katholischer Gläubigkeit und dem Geiste Voltaires um die Seele der Nation. 1871 ist wohl das Elsaß durch seine Rückkehr zu Deutschland diesen Kämpfen auf fast 50 Jahre entzogen worden. Aber als es dann durch den Zwang von Versailles wieder Glied des französischen Staates wurde, sind es eben diese 50 Jahre im Vaterhaus Deutschland gewesen, die die Stellung der protestantischen Kirche ungeheuer erschwerten. Unterdessen hatten nämlich die beiden großen Gegner, Reaktion und Romantik, mit wechselndem Erfolg um den Sieg gerungen. Ihr wirksamstes Kampfmittel war gewesen, die wirklich unverfälscht französische Eigenart nur in dem eigenen Lager dargestellt zu erklären und über volksfremde Einfuhr zu zetern, wenn sie auf grundsätzlichen Widerspruch stießen. Wie mußte da Mißtrauen und Kampfesstimmung instinktiv fast sich regen, wenn der elsässer Protestantismus nicht nur in der verhaßten Boche-Sprache singt und betet, sondern auch die innigsten Beziehungen zum deutschen Protestantismus hat. Das gilt vor allem von der lutherischen Kirche, die ihren Schwerpunkt im Elsaß besitzt*). In Frankreich zählt sie in den Inspektionen Mömpelgard und Paris rund 80 000 Seelen, die, wie viele ihrer Pfarrer, zum Teil aus dem Elsaß stammen, während im Elsaß selbst, auch nach der Abwanderung der Altdeutschen, die einen wesentlichen Teil der protestantischen Bevölkerung ausmachten, mindestens die doppelte Zahl Lutheraner vorhanden sind. Der Calvinismus hat umgekehrt seinen Schwerpunkt im Innerfrankreich, kaum der vierzehnte Teil seiner Bekenner sitzt im Elsaß, vor allem in Lothringen. Auch sucht der Calvinismus durch stark und zweckvoll betonte Erinnerungen, wie an den Vollblutfranzosen Calvin und seinen bedeutsamen Straßburger Aufent-

*) Vgl. Nr. 31/32: Vom Luthertum in Frankreich. D H

halt, den Graben zu verschütten, den geschichtliche Entwicklung und vor allem die Sprache aufwerfen, während das lutherische Kirchentum durch seine ungleich innigeren Beziehungen zum deutschen Protestantismus für das französische Empfinden geschichtlich und wesenhaft besonders belastet erscheinen muß. Was haben nun die verantwortlichen Stellen getan, um die Kirche aus diesen Schwierigkeiten zu retten?

„Es wird immer zu den peinlichsten Erinnerungen des elsässer Protestantismus gehören, daß seine Leitung in entscheidender Stunde nicht nur versagt, sondern einen geradezu verheerenden Einfluß ausgeübt hat. Das ist nur verständlich, wenn man die Entstehung und die Art der Zusammensetzung der obersten Kirchenbehörde kennt. Kirchengesetzlich lag die Exekutivgewalt in den Händen des fünfköpfigen Direktoriums, von denen der Präsident und ein Mitglied von der Regierung ernannt, die anderen drei vom Oberkonsistorium, der obersten Vertretung des Kirchenvolkes, gewählt wurden. Noch vor Einzug der Franzosen erklärte eine Minderheit von Pfarrern und Laien das Direktorium (in dem drei Altelsässer saßen) wegen seiner Deutschfreundlichkeit für abgesetzt und sich selbst kraft eigenen Rechts, das der Franzose zu bestätigen sich beeilte, für die „gereinigte" allein zuverlässige Direktorialkommission. In den $1^{1}/_{2}$ Jahren ihrer Regierungszeit hat sie alle Maßnahmen und Verfügungen aus politischen, richtiger chauvinistischen Beweggründen sich diktieren lassen. Ein paar Beispiele: Januar 1919 erließ sie ein Zirkular, in dem sie ihre Pfarrer lediglich auf ihre politische Gesinnung ansprach, den Deutschgesinnten (und sie mußte wissen, daß dies die Majorität war) nahelegte, auszuwandern, da sie weder die Macht noch den Willen habe, sie zu schützen, wenn Denunziationen sie den bürgerlichen und politischen Machthabern anzeigten, und das Verbleiben solcher Seelsorger im elsässer Kirchendienst als eine Schädigung der Interessen der Gemeinden hinstellte. Unter dem verheerenden Eindruck dieses Zirkulars hat eine ganze Anzahl altelsässischer Pfarrer das Land verlassen. Nicht genug damit, hat die Kommission einen eigenen Untersuchungsausschuß gebildet, der Pfarrer, die ihm von der weltlichen Behörde als „verdächtig" bezeichnet wurden, auf ihre Gesinnung verhörte und das Material (immer ohne den Willen, die Angeklagten zu schützen) der Regierung übergab. Endlich: ein Zirkular verfügte, daß am zweiten Advent in allen Kirchen am Altar Gott gedankt werden solle, daß er der Zivilisation den Sieg über die Barbarei verliehen habe, an denselben Altären, an denen, und von denselben Pfarrern, von denen vier Jahre für deutsche Siege gebetet und gedankt worden war! — Die verheerenden Folgen konnten nicht ausbleiben, weder unmittelbar, noch mittelbar. Unmittelbar: über 80 Pfarrer (darunter 32 Altelsässer) sind über den Rhein gegangen. Von den 250 Pfarreien sind 70 (mit Filialen 150 Gemeinden) verwaist. Und mittelbar: eine Behörde, die sich derart einer neuen Regierung an den Hals wirft, begibt sich — zumal wenn sie eine Minderheit vertritt — auch des letzten Restes von Einfluß auf diese.

Und nie in der jahrhundertelangen Geschichte der elsässer Kirche wäre ein solcher Einfluß nötiger gewesen als heute, nie ging es so buchstäblich um Sein oder Nichtsein wie heute in der Sprachenfrage. Sofort nach dem Einzug der Franzosen begann der Vernichtungskampf gegen die deutsche Sprache. Die statistisch festgelegte Tatsache, daß in Lothringen 84 Proz., im Unterelsaß 93 Proz. Deutsch als Muttersprache hatten, mußte wie Hohn klingen auf die so fanatisch verfochtene These von dem urfranzösischen Elsaß-Lothringen. Es ist vom französischen Standpunkt aus selbstverständlich, daß man diese unbequeme Tatsache von der ersten Stunde an aus der Welt zu schaffen suchte. Sofort wurde die deutsche Schriftsprache aus dem amtlichen Verkehr (auch der kirchlichen Oberbehörde) verbannt, die Straßen und Plätze umgetauft, Abendkurse für die Erwachsenen eingerichtet vor allem jedes deutsche Wort in den Schulen verboten. Erst nach erbittertem Kampfe gelang es, Deutsch als Lehrfach nach dem zweiten Schuljahr als Fremdsprache (die Muttersprache!) in den Lehrplan der Volksschule mit zwei Stunden wöchentlich wieder einzuführen; Unterrichtssprache in allen Fächern blieb die französische. Keine Kirche darf dazu schweigen, daß einem Volke, auf das sie einwirken will, seine Sprache verkümmert wird, denn die Sprache ist das einzige Mittel der Gedankenvermittlung und der Begriffsbildung. Auf einer so hohen Stufe der Entwicklung, wie sie die kirchliche Kultur des Elsaß längst erreicht hat, ist die Schriftsprache ein Grundelement ihres Wesens geworden. Das hochdeutsche Gebet, der hochdeutsche Kirchengesang, die hochdeutsche Bibel, der hochdeutsche Katechismus, das hochdeutsche religiöse Schrifttum, die Pflicht, die Jugend in das Verständnis dieser Quellen der religiösen Erkenntnis und Erbauung einzuführen und die Erwachsenen darin zu erhalten, das sind Tatsachen, die sich nicht beseitigen lassen, ohne die Kirche selbst zu zerstören. Vor allem die evangelische Kirche als Kirche des Wortes. Im Mittelpunkt des Gottesdienstes steht die Predigt, nicht wie in der katholischen Messe das von jeder Nationalsprache losgelöste, im Sakrament objektivierte Allerheiligste; ans Wort gebunden sind nach protestantischer Auffassung auch die Sakramente. Die Bibel ist grundsätzlich dem Laien als unmittelbare Erkenntnisquelle und Maßstab für ewige Wahrheiten in die Hand gegeben. Die religiös-sittliche Mündigkeit des Kirchenvolkes, die Stärkung und Stählung seines Willens zu freier Selbsterziehung nach den der Schrift entnommenen Normen bildet das höchste Ideal der kirchlichen Erziehungstätigkeit und in naher Zukunft die letzte und einzige Bürgschaft für die materielle und seelische Lebensfähigkeit des elsässer Protestantismus. Wie aber soll dies an Einzelnen schon seltene Wunder allgemeine Wirklichkeit werden können, da dank der französischen Schule und ihrer „methode discrete" der deutsche Sprachsinn des heranwachsenden Geschlechts von Jahr zu Jahr mehr verkümmert und heute schon, wo die Vermittlung vom zuverlässigen Wissen um die Bedeutung der Religion und die Gesinnungsbildung mehr als je alle Kräfte des Erziehers beanspruchen müßten, die rein sprachlichen Schwierigkeiten des Religionsunterrichtes nach erschütternden Erfahrungen ins Ungemessene wachsen? Und was soll werden, wenn dann noch die Pfarrer auf einen Bruchteil ihrer heutigen Zahl zusammenschmelzen? Und das muß kommen, nicht nur durch den Ausfall der staatlichen Mittel bei der unausweichlichen Trennung von Kirche und Staat, sondern vor allem durch das Fehlen des Nachwuchses! Herbst 1922 ist nicht ein einziger Student an der theologischen Fakultät immatrikuliert worden; im ganzen beträgt die Zahl der evangelischen Theologiestudierenden 34 (davon die Hälfte Ausländer) auf eine Gesamtzahl von 2018 Studenten! Was Wunder auch! Deutsche Muttersprache — rein französische Gymnasialbildung — rein französisches Universitätsstudium — rein deutsche Predigt, Katechese und Seelsorgearbeit! Das muß von außen und innen zur Tragödie führen. Und die protestantische Kirche kann nach ihrer Selbstentmannung gar nichts Anderes tun, als sich an die Rockschöße der katholischen Kirche hängen, die verstanden hat, bei aller Begeisterung sich doch nicht das Geringste zu vergeben! Wer weiß, mit welcher Erbitterung immer der konfessionelle Kampf in Elsaß-Lothringen geführt worden ist, der kann sich den Triumph auf der einen und das Entwürdigende auf der anderen Seite vorstellen, das in der Tatsache liegt, daß Sein oder Nichtsein der evangelisch-elsässischen Kirche heute abhängt von Sieg oder Niederlage der katholischen Kirche. Und wenn sie durch diese Hilfe gerettet wird, wie will sie dann leben in dem zu vier Fünfteln katholischen Lande? So weit der Blick reicht — Katastrophe! Ahnen, die sie verschuldet haben, das Ungeheuerliche ihrer Verantwortung, und suchen sie zu retten, was noch zu retten ist? Alsaticus

Eine deutsch-französische Versöhnungswoche in Holland

Ist es nicht ein Wagnis, in diesen Zeiten, wo auch ruhige Menschen vom Feuer der nationalen Leidenschaften erfaßt werden, der Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland das Wort zu reden, nicht nur jener wirtschaftlichen Verständigung, die hüben und drüben von einigen Wirtschaftspolitikern von Zeit zu Zeit — vergeblich — gefordert wird, sondern jener Versöhnung, die als ein dringendes Bedürfnis des Herzens empfunden wird? Holländische Freunde des „Internationalen Versöhnungsbundes", der im Jahre 1919 von Bilthoven ausgegangenen „Bewegung für eine christliche Internationale", unternahmen das Wagnis und luden Franzosen und Deutsche nach Utrecht ein, um im Geiste der Versöhnung eine Lösung des Ruhrproblems zu suchen. In herzlichem Einvernehmen wurde vom 13. bis 19. August um die Erkenntnis der Dinge gerungen, die alle Gemüter in beiden Ländern seit sieben Monaten erregen. Von beiden Seiten wurde die Notwendigkeit einer umfassenden Aufklärung über „das andere Deutschland" und „das andere Frankreich" betont, die in der Presse beider Länder geflissentlich totgeschwiegen zu werden pflegen. Die Franzosen hoben vor allem drei Schwierigkeiten hervor, die einer erfolgreichen Arbeit in ihrer Heimat im Wege stehen: das Vorurteil des Volkes, Deutschland könne alles bezahlen, wenn es nur wolle, und ein starkes Mißtrauen gegen die deutsche Republik, an deren Kraft man nicht glaubt, die auf den „Nationalen Block" des Parlaments sich stützende Regierung und die mit ihr verbündete Kraft des französischen Kapitals. Wie wirksam gerade letztere ist, wurde an einem Beispiel gezeigt: Auf Druck der Boulevard-Hetzpresse erklärte der Verein der Kioskenbesitzer, den Verkauf der zur Vernunft mahnenden Blätter in seinem Bereich nicht dulden zu können. Es gehört in Frankreich fürwahr ein gewaltiger Glaube dazu, zu hoffen, daß die bessere Stimme schließlich doch noch siegen wird. Als ein Symbol der sich suchenden Volksseelen mag es gewertet werden, daß nach einem tief zu Herzen gehenden Vortrag des Professors Boulan von Groningen diesem ein Vertreter der deutschen Jugendbewegung die Hand reichte.

Als praktische Ergebnisse dieser Versöhnungswoche seien erwähnt: der Plan eines deutsch-französischen Jugendgrenztreffens, eine Zentralstelle für Literaturaustausch und für Verwertung geeigneten Materials über Zeichen des Versöhnungswillens im anderen Volke, und eine Zusammenkunft in Köln um die Weihnachtszeit.

Berlin-Nikolassee Jäschke

Das Soziale Christentum in Frankreich

Die soziale Arbeit im französischen Protestantismus hat einen neuen Anstoß und eine Verstärkung ihrer Intensität erfahren durch den Zusammenschluß der hauptsächlichsten sozial tätigen Gruppen zur Fédération protestante du Christianisme social, die auf der 17. Hauptversammlung des Christianisme social vom 25. bis 28. Juni 1922 in Straßburg durchgeführt wurde. Zur Fédération gehören jetzt die protestantische Vereinigung für soziale Studien und Arbeiten (Association protestante pour l'étude et l'action sociales), der soziale Dienst von „Foi et Vie" (Service social de „Foi et Vie"), die Freiwilligen des Sozialdienstes (Association des Volontaires du Service Social) und der französische Bund der Bruderschaften (Fédération française des Fraternités). Der soeben erschienene Bericht über den Straßburger Kongreß, ein stattlicher Band von 320 S. (Bureau du Christianisme social, 2, Rue Balay, Saint-Etienne [Loire] 10 fcs.) gibt durch die Wiedergabe sämtlicher Vorträge, Ansprachen und Predigten sowie durch Berichte von Teilnehmern über die Eindrücke auf dem Kongreß ein sehr anschauliches Bild von den Anschauungen und Arbeitsweisen dieser Kreise des französischen Protestantismus. (Interessenten mögen sich wegen verbilligten Bezuges des Berichtes mit mir in Verbindung setzen.)

Der Federation am meisten verwandt innerhalb des deutschen Protestantismus ist wohl der Evangelisch-Soziale Kongreß. Aber die Gruppen des „Sozialen Christentums" sind in erster Linie zur praktischen Arbeit auf sozialem Gebiete bestimmt, und wenn sie auch volkswirtschaftliche und sozialethische Studien treiben und sich immer erneut auf die religiösen Grundlagen ihrer Arbeit hinweisen lassen, so nur zu größerer praktischer Wirksamkeit. Im Evangelisch-Sozialen Kongreß liegen die Dinge offenbar — heute wenigstens — umgekehrt. Hier soll es aus der Besinnung auf die sozialethischen Aufgaben des Christen erst zur Wirksamkeit kommen. Dagegen steht selbst der Kreis um die Zeitschrift „Christianisme social" (von der gelegentlich einmal ausführlicher zu sprechen sein wird), durchaus im Dienste praktischer Bestrebungen und wird von Männern der Praxis geführt, wenn er auch vielleicht von den Gruppen der Federation am meisten theoretisch interessiert ist*).

Die geistigen Führer der Federation sind vor allen: Elie Gounelle, Wilfred Monod und Charles Gide; ein Pfarrer, ein Theologieprofessor und ein Nationalökonom, auch darin dem Evangelisch-Sozialen Kongreß verwandt. Gounelle, der tapfere und entschiedene Sozialethiker und Kirchenpolitiker, stets bereit, die Grundsätze des Christentums in die Tat umzusetzen; Gide, der gelehrte, weitblickende und warmherzige Volkswirtschaftler, der den Glaubenseifer mit Geschick von den Utopien zu den nächstliegenden, erreichbaren und dringendsten Aufgaben hinführt, und der feinsinnige und edle Wilfred Monod, dessen leiderprobte Christusmystik den immer wieder auftauchenden Moralismus zu dem Herzen Gottes zurückführt.

Um das Wesen des „Sozialen Christentums" kennen zu lernen, scheint mir wie kaum eine andere Kundgebung der Vortrag geeignet, den Gounelle auf dem Straßburger Kongreß über „die französische Bewegung des sozialen Christentums und seine Grundinspiration" gehalten hat. Nach seiner Auffassung können die gegenwärtigen großen moralischen, sozialen und religiösen Probleme nur im Lichte des Evangeliums und nur mit Hilfe der moralischen Stärke Christi eine Lösung finden. Dieser bewußte Rückgang auf das Evangelium Jesu, die Ablehnung jeder Trennung zwischen privater und öffentlicher Moral, zwischen Seele und Welt und Staat in sittlichen Fragen, ist das Kennzeichen des Christianisme social und altes Erbteil calvinischer Überlieferung. Aber es ist beachtlich, daß es einen neuen Antrieb empfangen hat aus dem lutherischen Elsaß, wo seit den Tagen Oberlins ein gleicher Geist praktischer, auf das Evangelium gegründeter Nächstenliebe fortgelebt hat, der vor allem in den Kreisen der Mülhauser Industrie zu einem sehr eigenartigen und schönen sozialen Wirken der Fabrikanten geführt hat. (Ob die Arbeiter davon befriedigt sind oder nicht, und ob dieses soziale Unternehmertum auf die Dauer in der Lage sein wird, allein von sich aus die schweren sozialen Krisen unserer Zeit wirklich zu lösen, ist eine davon unabhängige Frage.)

Das Hauptprinzip eines sozialen Christentums definiert Gounelle im Anschluß an Tommy Fallot so: „Die Gesellschaft muß so organisiert sein, daß das Heil allen zugänglich ist. Das Heil ist nichts in der Zukunft Liegendes, sondern etwas Gegenwärtiges. Es besteht darin, daß man auf dieser Erde das ewige Leben in Besitz nehme, darin, daß hier unten der geistige Mensch (l'homme spirituel) sich entfalte." Dadurch bekommt auf der einen Seite die Gesellschaft ein über ihre immanente Zwecksetzung hinausweisendes, mit dem Glauben verbundenes Ziel, auf der anderen Seite erhält das Christentum neben seiner individuellen Aufgabe der persönlichen Beziehung zu Gott eine soziale. In diesem ganz konkreten Sinne ist die Reichgottespolitik Aufgabe des Christentums und der Kirchen: aus dem Geiste Christi heraus nicht nur das Evangelium predigen, sondern zugleich auch helfen, daß der Einzelne in Verhältnissen lebe, wo er wirklich seinen Sinn auf das Höhere richten kann.

Es kann sich bei dieser Zielsetzung nicht um ein starres Nebeneinander handeln, so daß man bald mit sich selbst, bald mit dem Nächsten beschäftigt ist, bald für die Gesellschaft, bald für die Kirche wirkt, sondern sie meint ein lebendiges Ineinander: nur dem ist es wirklich um Gott und sein Reich zu tun, der für den Anderen arbeitet. Unser Glaube besteht in unserem Dienen und unserem Kämpfen für die Gerechtigkeit. Die Kirche ist nach einem schönen Worte von W. Monod die Gemeinschaft der Liebenden im Dienste der Leidenden.

Dieser Glaube äußert sich im Sozialen Christentum in dem doppelten Antrieb des Liebens und des Willens zur Gerechtigkeit; vielleicht sagt man sogar besser: in dem Selbstopfer für die Gerechtigkeit. Es ist das ein ausgesprochen französisches Ethos, und der Christianisme social unterscheidet sich durch die zentrale Stellung der allumfassenden Gerechtigkeit charakteristisch von allen verwandten deutschen Bestrebungen und Bewegungen. Soweit der deutsche Protestantismus überhaupt sozial eingestellt ist (was ihm ja bei seinem wesenhaften Individualismus überhaupt nicht leicht fällt), hat er allerdings größtenteils ein der Gerechtigkeit verwandtes Ethos: er gründet sich auf die Idee der Billigkeit. Das äußert sich darin, daß die oberen (oder die gebildeten) Schichten von Ihresgleichen verlangen, daß sie auch den Anderen soviel geben, daß diese menschenwürdig leben können. Daneben steht dann noch bei den meisten das Mitleid, dem das Leiden der unteren Schichten wehetut oder einen unerträglichen Anblick bereitet. In den enthusiastischen Kreisen des sozial eingestellten deutschen Protestantismus findet man statt dessen die überquellende schenkende Liebe, die dem Anderen nicht nur geben will, was sein Recht ist, sondern soviel sie überhaupt hat und kann; die vom Anderen nichts fordert und die alles verzeiht und trägt.

Diesen Haltungen ist die unbedingte Liebe zur allesumfassenden Gerechtigkeit in vieler Beziehung überlegen. Die Sozialethik des deutschen Protestantismus ist im wesentlichen Klassenethik: sie ist aufgestellt vom Standpunkt der sozial nicht Benachteiligten. (Das ist nicht als Vorwurf gemeint, sondern weist nur auf die soziologische Bedingtheit unseres Wertens hin. Eine Gefahr wird es erst, wenn man die in dieser Bedingtheit liegende Begrenztheit nicht einsehen will.) Billigkeit kann ich von dem Anderen nicht fordern, nur erbitten; und wenn er sie übt, so tut er etwas, das über seine unmittelbare Pflicht hinausgeht. Gerechtigkeit dagegen ist eine in der Sache selbst liegende Forderung, vor ihr wird der Unterschied von Unterdrückten und Nichtunterdrückten belanglos, denn für sie muß sich jeder einsetzen. So finden sich in dem Streben nach Gerechtigkeit alle Menschen und Klassen zusammen. Gerechtigkeit packt den Menschen strenger an als die Forderung der Billigkeit: wenn du das und das nicht tust, so vergehst du dich gegen dein Menschsein. So tritt die Forderung nach Gerechtigkeit als eine unbedingte Forderung auf. Wenn man nun den sozialen Ausgleich als eine solche Forderung der Gerechtigkeit ansieht, so kann man sich dann dafür mit größter Leidenschaft einsetzen und die größten Opfer bringen, wie es das Beispiel des „Sozialen Christentums" beweist. Wird vollends der Gedanke der Gerechtigkeit auf alle irdischen Verhältnisse angewandt, auch auf das Verhältnis der Wirtschaftsgruppen und Staaten untereinander, so bekommt jeder Bereich des Schaffens im Unterschied von den rein enthusiastischen Bewegungen wie auch vom konservativen Luthertum ein klar umrissenes, religiös geheiligtes Ziel: Werkgeist und Glaube wirken in Eintracht miteinander.

Andererseits darf aber freilich die Gefahr dieser unbedingten Liebe zur Gerechtigkeit nicht übersehen werden. Das Recht ist seiner Natur nach starr und unbeugsam und droht immer dem Leben gefährlich zu werden. Wo das Recht gilt, da darf auch die Liebe nicht nachgeben. Aus dieser Einstellung heraus macht das französische „Soziale Christentum" z. B. in weitesten Kreisen immer noch die Anknüpfung von neuen Beziehungen zum deutschen Protestantismus von dem Bekenntnis zu unserer Schuld am Weltkriege abhängig; blutenden Herzens, aber unerbittlich. Die Einheit der Menschen, die die Gerechtigkeit herstellt, ist ideeller Art; sie ist unabhängig von allen konkreten Beziehungen der Einzelnen zueinander. Und die Liebe, die aus solcher Gesinnung heraus dem Einzelnen zuteil wird, gilt deshalb im Grunde nicht ihm, sondern der in und an ihm verletzten Gerechtigkeit.

Damit sollen die großen Leistungen des Christianisme social auf sozialem Gebiete nicht herabgemindert werden. In seiner inneren Aktivität ist er sogar uns Deutschen weit überlegen, wenn wir vielleicht auch auf die größere Anzahl der sozialen Werke hinweisen können. Aber ob es Gottes Wille ist, daß wir Menschen — wie es ja auch bei uns namhafte Christen fordern — um der Gerechtigkeit willen unser Herz selbst zum Opfer bringen sollen, der Liebe keinen Ausdruck leihen dürfen?

*) Die Zeitschrift verdient in der Tat eine eingehende Würdigung. Wir haben ihr in Deutschland nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen. D H

Der Christianisme social ist eine Bewegung und nicht ein Verein. Auch in seiner Mitte sind deshalb verschiedene Strömungen, und so wie neben dem Evangelisch-Sozialen Kongreß die enthusiastische Bewegung des Neuen Werkes oder der Weltenwende steht, oder auch der religiöse Sozialismus, so sind auch in seinem Schoße ähnliche Kräfte wirksam: noch schwach, nach außen hin noch wenig bemerkbar, aber lebendig. Auch in Frankreich ist der Krieg an der jungen Generation nicht spurlos vorübergegangen, und er hat hier gewirkt wie in aller Welt: die einen verhärtend und verbitternd, bei den anderen die Herzen lösend. Die Namen der führenden Männer sind Bürgschaft, daß man im Christianisme social dem Neuen gegenüber aufgeschlossen sein wird.

Das „Soziale Christentum" ist in viel stärkerem Maße international beeinflußt als die deutschen protestantisch-sozialen Strömungen. Vor allem haben die Schweiz, deutsche und welsche, auf die Franzosen gewirkt, dann aber auch die angelsächsischen Länder. Gegenwärtig sind es vor allem die Schriften des Amerikaners Rauschenbusch, die eifrig gelesen werden. Auf dem letzten Kongreß sprachen als Ausländer Ragaz und F. W. Förster über christliche Erziehungsfragen. Aber auch der Name Fr. Naumanns ist unvergessen. Und doch ist das „Soziale Christentum" seinem Wesen nach, wie oben gezeigt, typisch französisch. Es ist ein Beweis für die große innere Lebendigkeit dieser Bewegung, daß sie trotz stärkster Aufgeschlossenheit für das Ausland nie ihre nationale Eigenart verloren hat. Andererseits ist sie durch diese Aufgeschlossenheit vor nationalistischer Enge bewahrt worden. So empfindet sich der Christianisme social durchaus als nationale Ausprägung einer internationalen Bewegung. Gounelle sagt selbst sehr schön darüber: „In der ganzen Welt finden wir jetzt eine große Unruhe: religiöse Unruhe, denn die Seelen haben ihren Schwerpunkt verloren und sie sind totkrank, daß sie nicht wissen, wo Gott und das Heil zu finden sind; soziale Unruhe, denn Selbstsucht, Ehrgeiz und Haß vermehren das Durcheinander, erzeugen endlos neue politische und wirtschaftliche Qualen, und kein Heilmittel ist zu sehen; internationale Unruhe, denn überall herrscht tatsächlich oder als immer drohende Möglichkeit der Krieg. Aber das soziale Christentum ist in der ganzen Welt die christliche Seite dieser Unruhe. Unermüdlich sucht und findet es in der frohen Botschaft vom Gottesreiche die unentbehrliche und zugleich ausreichende Antwort auf diese Weltunruhe."

Göttingen — Otto Piper

Jugendbewegung und Kirche

Aus Bayern

Zur Aussprache über dieses Thema kamen auf Schloß Hoheneck in Franken eine Anzahl bayerischer Pfarrer zusammen. Die Tagung war mit auf Anregung der Kirchenleitung zustande gekommen, die auch einen offiziellen Vertreter dazu entsandt hatte. Dieser beschränkte nicht, wie es anderwärts vorgekommen sein soll, seine Teilnahme auf eine Begrüßungsansprache, sondern unterstellte sich ganz, äußerlich in der Lebensweise und innerlich in der Mitarbeit, dem, was diese drei Tage geboten und auferlegt haben. Womit übrigens die bayerische Kirchenleitung dokumentierte, daß sie die Bedeutung der Jugendbewegung für die Kirche erkannt hat, was nicht allen Kirchenleitungen Deutschlands nachgesagt werden kann. Hier ist Bayern voraus. Es ist aber auch höchste Zeit, daß die Kirche allenthalben sich darauf besinne, daß es eine Jugendbewegung gibt, und daß sie diese Bewegung ganz ernst nehme.

Ernst nehmen aber, das heißt: positive Werte, Zukunftsmöglichkeiten in der Bewegung sehen. Von solcher positiven Würdigung waren alle Teilnehmer der Tagung erfüllt, wenn auch natürlich wesentliche Gradunterschiede der Würdigung sich zeigten. Auf jeden Fall kam überraschend klar zum Ausdruck, daß die Jugendbewegung, selbst wenn die Absicht dazu bestände, gar nicht mehr ignoriert werden kann, deshalb nicht, weil sie nicht mehr auf einzelne Kreise beschränkt ist, sondern in alle Jugendkreise einbricht. Das war der starke Eindruck des ersten Verhandlungstages. Es wurde da von den Vertretern und Führern der einzelnen Jugendkreise Bericht erstattet über den Stand und das Leben der Jugend, an der sie arbeiten. Es waren 20 Berichte. Eigentlich in allen wurde bekannt, daß man die Jugendpflege alten Stils nirgends mehr so recht aufrecht erhalten kann, weil die Jugendbewegung auch „eingebrochen" sei. Wer es bis dahin noch nicht gesehen hatte, der mußte da erkennen, daß eine Schicksalsstunde für die Kirche gekommen sei. Wieder einmal ist eine „Bewegung" aufgekommen. Unwillkürlich denkt man an frühere Bewegungen — Gemeinschaftsbewegung, sozialistische Bewegung! — wie die Kirche sich ihnen gegenüber verhalten und — verfehlt hat. Wird die Kirche dieser heutigen Bewegung gegenüber wissen, was sie zu tun hat? Hier der Kirche ihre verantwortungsvolle Aufgabe zu zeigen und Wege zu deren Bewältigung zu zeigen, das war letzlich der Sinn dieser Tagung. Sie stand unter dem Ernst dieser Frage: Jugendbewegung und Kirche — ob die beiden sich finden werden!?

Klar war von vornherein dies: Die Aufgabe kann nicht gelöst werden von Behörden, überhaupt nicht durch „die Kirche" oder „die Pfarrer" im allgemeinen. Da würde mehr geschadet als gut gemacht werden. Der Führergedanke, den die Jugend gewonnen hat, muß auch hier unbedingt zur Auswirkung kommen. Die Lösung der Frage „Jugendbewegung und Kirche" kann gefunden werden nur „von Pfarrern, die Führer sind, und von Führern, die Pfarrer sind". Kam das zum Ausdruck nicht auch im Äußeren dieser Tagung? Das war nicht offizielle Kirche, waren nicht Beamtete, die da tagten, sondern es waren Menschen der Jugendbewegung. Daher konnte die Tagung nur im Stil der Jugendtagungen sein: nicht im engen Raum der Stadt, sondern auf dem einsam ragenden Schloß, in Einheit mit der Natur. Daß man nicht nur in den Stunden der Beratungen und Verhandlungen beisammen ist, sondern Lebensgemeinschaft hat in allem. Hier spürte man bald ein Gemeinsames, nicht der Gedanken und Meinungen, sondern der Echtheit und Ursprünglichkeit des Lebens.

Aber es war noch ein viel Größeres! Die Theologen, die hier zusammengekommen waren, stammten aus verschiedenen theologischen Lagern, vielleicht aus allen Lagern, die es innerhalb unserer Kirche gibt. Und die erlebten, was zu erleben wohl Keiner zu hoffen gewagt hatte: eine Gemeinsamkeit nicht nur in dem, was sonst auf Jugendtagungen erlebt wird, eine Gemeinsamkeit auch nicht nur in einem allgemeinen „Religiösen", sondern eine Gemeinsamkeit im Christus. Der lebendige Christus — das war die undiskutierte Grundlage und Voraussetzung aller Worte, die gesprochen, aller Ziele, die aufgestellt, aller Erkenntnisse, die vermittelt wurden. Die Bedeutung dieses Erlebnisses, für alle Teilnehmer wahrhaft beglückend, tröstlich und aufmunternd, geht über den eigentlichen Beratungsgegenstand weit hinaus.

So mußte nicht erst gesucht werden nach der Antwort auf die Frage: Was kann die Kirche der Jugendbewegung bringen? Die Antwort war gegeben: Den lebendigen Christus. Wer soll und kann ihn der Jugend bringen? Die Antwort darauf ist auch schon gegeben: Nicht „die Kirche" im allgemeinen, sondern Pfarrer, die Führer sind. Und es waren ja auf der Tagung auch eine Reihe von ganz jungen Pfarrern, die eben noch Führer gewesen sind. Weiter: Wird die Jugend empfänglich sein für Christus? Diese Frage wurde bejaht, ganz zuversichtlich bejaht von dem Einen, etwas skeptischer von dem Andern. Aber Anknüpfungsmöglichkeiten in der seelischen Verfassung der Jugend für die Verkündigung des Christus wurden von Allen gesehen.

Dann aber noch die schwere Frage nach dem Wie? der Darbietung! Die Jugend ist ja so empfindsam, empfindlich. Da kann alles verdorben werden durch ein plumpes Aufdrängenwollen. Die seelische Verfassung der Jugend muß geschont und gewürdigt werden. Daher ja nichts machen wollen! Die Kirche vor allem soll sich ja hüten, jetzt gleich auf die Jugend sich zu stürzen und im Vollgefühl der beati possidentes ihren Besitz anpreisen und aufnötigen zu wollen. Geduld haben und — Vertrauen! Vertrauen zur Jugend und ihrem ehrlichen Wollen, und Vertrauen zu den Pfarrern, die um diese Jugend sich mühen und dabei vielleicht Wege einschlagen, einschlagen müssen, die weit ab liegen von dem kirchlich Gewohnten. Aus Vertrauen heraus kann die Kirche dann ein weiteres Unentbehrliches gewähren: Freiheit! Freiheit innerhalb der Kirche. Auch nicht mehr nur Gewissensfreiheit. Die Jugend verträgt diese Unterscheidung von Innerem und Äußerem nicht mehr. Sie sieht beides zusammen, Seele und Leib. Und will daher Freiheit auch für die Form, Freiheit in der Ausgestaltung und Darstellung ihres religiösen Besitzes. Nur so sieht die Jugend auch die Bürgschaft gegeben für das dritte Unentbehrliche, für die Wahrhaftigkeit! Diese Jugend wird schlechterdings nicht zu haben sein, wenn ihr irgendwie ein Opfer an Wahrhaftigkeit zugemutet werden sollte. Diese Jugend wird auch der Kirche Eines niemals vergeben können, und wenn sie sonst Alles vergeben würde: den Mangel an Wahrhaftigkeit. Es war einer der ergreifendsten Eindrücke auf dieser Tagung, wie man immer wieder darauf geführt wurde, daß die Jugend an nichts in der Kirche so Anstoß nehme und erbarmungslos Kritik übe als an der Unwahrhaftigkeit, die sich der Jugend im Religionsunterricht und im Konfirmationsgelübde vor allem aufdrängt. So hat sich ganz von selber das Thema für die nächstjährige Tagung ergeben, nämlich: Religionsunterricht und Konfirmation.

Dieses Bild sollte in Kürze gegeben werden über eine Tagung, die die Teilnehmer mit seltenem Hochgefühl erfüllt hat. Hier ist Etwas erfaßt worden, das eine Verheißung hat.

Offenbar wurde hier auch, wie kurzsichtig alles Reden von dem Zerbrechen und Untergang der Jugendbewegung ist. Das Zerbrechen und Verschwinden bestehender fester Jugendkreise und Organisationen bedeutet nichts, oder vielmehr bedeutet nur das zum Fruchtbringen notwendige Ersterben des Weizenkorns, wenn die Bewegung, die hinter den Formen und Organisationen gelebt hat, sich fortsetzt. Diese Tagung auf Hoheneck war der Erweis der lebendig fortlebenden Jugendbewegung im Stande der Pfarrer. Und darauf gerade kommt es ja an: nicht daß die Lebenskräfte der Jugend nur solange sich bewähren, als die Jugend in ihrem eigenen Kreis ist, auch nicht darin sich be-

währten, daß neue Berufe geschaffen werden (oder Beruf überhaupt negiert wird) oder Siedlungen oder neue Kirche und Ähnliches. Sondern, daß diese Jugend eingehe in die „alte" Welt und in die „alten" Formen und da drinnen dem neuen Leben die Treue halte. Nur so wird der Beweis für die Wahrheit der Jugendbewegung geführt werden können. Das wird nicht von heute auf morgen möglich sein. Erst müssen die Menschen aus der Jugendbewegung in die verschiedenen „alten" Berufe hineingegangen sein und Ernst gemacht haben mit ihrem neuen Geist, dann wird über den Wert oder Unwert dieser Bewegung geredet werden können. Hier auf Hoheneck haben Theologen den ernstlichen Willen zu solcher Treue gegenüber dem Geist der neuen Jugend bekundet. Mögen sie Nachfolger finden — nicht nur unter den Theologen anderer Landeskirchen, sondern auch unter den Angehörigen anderer Berufe!

Schweinfurt Julius Sammetreuther

Wem die Jugendbewegung am Herzen liegt, der lasse sich das Schriftchen von Dr. Erich Troß nicht entgehen: Die Tagung auf dem Hohen Meißner 1923. Ein Sieg der Jugend. Frankfurt a. M., Sozietätsdruckerei 19 S. D. H.

Aus Internationaler Frauenarbeit

Es gehört seit Abschluß des Versailler Vertrages immer eine gewisse Überwindung innerer und äußerer Widerstände dazu, um an internationalen Tagungen teilzunehmen. Das Bewußtsein jedoch, daß gerade national Empfindende verpflichtet sind, solche Beziehungen wieder anzuknüpfen, durch die wertvolle Aufklärungsarbeit geleistet werden kann, und die trotz allem vorhandene Verbundenheit mit den Frauen anderer Länder, die denselben Kampf um staatsbürgerliche Gleichberechtigung und soziale Gerechtigkeit durchzuführen hatten oder noch haben, pflegt solche Konflikte positiv zu lösen. Selbstverständlich gehen Erfolge auf diesem wie auf jedem Gebiet öffentlichen Wirkens in der Regel nur schrittweise vor sich, so daß es nicht ganz leicht ist, über „Ergebnisse" zu berichten.

Während der letzten zwölf Monate haben drei bedeutsame internationale Frauenkongresse stattgefunden, auf denen die deutschen Organisationen wieder vertreten waren: Mai 1922 im Haag die Tagung des Internationalen Frauenbundes (Deutscher Nationalbund: Bund deutscher Frauenvereine), im Dezember die der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, ebenfalls im Haag, im Mai 1923 die Generalversammlung des Weltbundes für Frauenstimmrecht in Rom (Deutscher Zweig: Allgemeiner Deutscher Frauenverein — deutscher Staatsbürgerinnenverband). Um diese Veranstaltungen kurz zu charakterisieren: die des Internationalen Frauenbundes vereinigte die größte Anzahl Frauenorganisationen verschiedenster Richtungen: Berufsverbände, charitative und soziale Vereine, Zusammenschlüsse der „reinen" Frauenbewegung, d. h. der Bestrebungen zur allseitigen Hebung der Lage der Frau. Demgemäß ist die Arbeitsbasis sehr breit, der Kreis der Erfaßten groß, aber die notwendige Rücksicht auf wenig entwickelte Organisationen auch eine Behinderung der Arbeit. Ihr Wert liegt wesentlich in der Möglichkeit der Verständigung auf allen Gebieten des Frauenlebens und der stetigen Erziehung und Förderung des weiblichen Geschlechts. Der Bund deutscher Frauenvereine (Vorstand: Dr. Marianne Weber, Heidelberg) gehört zu den unstreitig fortgeschrittensten und geschlossensten in diesem Kreise. — Die Frauenliga für Frieden und Freiheit (Führerinnen des deutschen Zweigs: Dr. Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann) kann, formal betrachtet, als genaues Gegenteil des JFB bezeichnet werden: ihr Programm ist knapp und kurz: Friede, Freiheit. Diesen Postulaten werden alle übrigen Fragen unterstellt, alle Arbeit gipfelt in diesen Forderungen. Folge ist ein fester Stamm von Mitarbeiterinnen, zielbewußte Tätigkeit, Abschluß nach außen. In dieser Hinsicht war die von hohem Idealismus und ausgesprochener christlicher Religiosität getragene Tagung der Liga unerreichbar eindrucksvoll; nicht zum wenigsten wegen der Person der Vorsitzenden Jane Addams, und der starken Beteiligung der Gesellschaft der Freunde (Quäker) aus England und Amerika. — Der Weltbund für Frauenstimmrecht steht in Organisation und Arbeitsweise gewissermaßen zwischen den beiden anderen Verbänden: ursprünglich nur seinem einen Ziele nachgehend hat er, nach erfolgter staatsbürgerlicher Gleichberechtigung der Frauen vieler Kulturländer, nun auch Tätigkeit in Fachausschüssen aufgenommen (z. B. gegen den Mädchenhandel, für Besserstellung von Mutter und Kind, zur Klärung des Problems der Staatsangehörigkeit der Ehefrau) und sich dadurch der Arbeitsmethode des Internationalen Frauenbundes stark genähert. Es ist daher der Wunsch mehrerer seiner Zweigverbände, u. a. des deutschen (Vors.: Dorothee von Velsen-Berlin), daß diese beiden internationalen Bünde sich möglichst eng kartellieren, am besten ineinander aufgehen — ein Wunsch, dem das Bedürfnis der Frauen anderer Länder entgegensteht, in denen „das Stimmrecht" die fortschrittliche Vereinigung im Gegensatz zum allgemein sammelnden Nationalbund darstellt und diesen Gegensatz bewußt empfindet. Es ist ein großer Vorteil der deutschen Frauenbewegung, daß sie, unter Führung von Persönlichkeiten wie Gertrud Bäumer, Helene Lange, Marianne Weber, Ika Freudenberg stets eine große Linie zu verfolgen gewußt hat, der auch noch unentwickelte Vereine willig folgen, ohne die freieren zu behindern.

Es ist selbstverständlich, daß die deutsche Mitarbeit auf solchen Kongressen wie den oben genannten lebhaft begrüßt wird. Die Solidarität der meisten Frauen in diesen Verbänden ist entweder durch den Krieg nicht erschüttert worden oder hat sich nach vorübergehender Entfremdung wieder eingestellt. Auch empfindet man allseitig, daß jedes Kulturbestreben ohne Mitwirkung der europäischen Mittelmächte unvollkommen bleiben muß. Es ist ebenso natürlich, daß wir uns bestimmten Kreisen gegenüber abwartend verhalten, wie auch sie höfliche Zurückhaltung bewahren. Dies betrifft das menschliche Zusammensein, nicht die sachliche Arbeit, die sich in den hergebrachten Formen vollzieht.

Die Tagung des Weltbundes für Frauenstimmrecht in Rom, die als die jüngste besonderes Interesse beansprucht, hatte einen überaus zahlreichen Teilnehmerkreis versammelt, und zwar nicht nur aus „Europa dem alten", wie man diesen Erdteil in mehr als einer Beziehung empfinden konnte, sondern aus Indien, Japan, Ägypten, Süd-Afrika, Australien und selbstverständlich beiden amerikanischen Kontinenten. Neben dem italienischen überwog das angelsächsische Element, wie es auch kein Zufall ist, daß die Führung dieser drei internationalen Frauenorganisationen wesentlich in Händen von Engländerinnen und Amerikanerinnen liegt, nicht nur wegen ihrer relativ sehr großen finanziellen Beweglichkeit, sondern auch wegen des dort vorhandenen starken Interesses an öffentlichen Dingen und einer sie hierin unterstützenden Unbefangenheit der Betrachtung. Wir mögen dies gelegentlich als Mangel an historischem Gefühl empfinden, aber sie befähigt diese Frauen in hervorragendem Maße zu Pionierarbeit. Wie schon gesagt, ist der Weltbund für FStR bestrebt, jetzt neben der Propaganda in den noch nicht „befreiten" Ländern überall Erziehungsarbeit im staatsbürgerlichen Sinne zu leisten. So war außerhalb der eigentlichen Tagung eine kleine Konferenz über den Völkerbund von Bedeutung, bei der die Französinnen eine ausführliche Kundgebung im Sinne schiedsrichterlicher und friedlicher Lösung von Konflikten verlasen. Derlei Vorkommnisse öffnen die Möglichkeit zur Aussprache und eventueller Verständigung, die jederzeit zu ergreifen niemals mehr die Aufgabe einer deutschen Vertretung gewesen ist als jetzt. Auch Entschließungen des Weltbundes als solchem zum Völkerbund (Aufnahme aller Länder) und zur Befriedigung der Welt dürfen als günstiges Symptom gewertet werden, selbstverständlich mit aller Einschränkung, die ihnen als Wellengekräusel zwischen Katarakten gebührt. Die Atmosphäre war naturgemäß hochpolitisch, die Ruhrbesetzung in aller Munde und ihre Rückwirkung auf äußere Erscheinungen (z. B. Wahlen, Verteilung von Ansprachen) deutlich zu spüren. Das verschärfte das Verantwortungsgefühl der deutschen Vertretung außerordentlich, verpflichtete sie zu ernster Arbeit und beeinträchtigte ihre Hingabe an die festlichen Augenblicke. Der Wirkung der Stadt freilich, der Sonne, der blühenden Natur vermochte sie keinen dauernden Abbruch zu tun! Verstärkt wurde die innere Spannung für uns durch die Berührung mit dem Aufblühen eines Siegerstaates, dessen Selbstbewußtsein und Energie auch mit den nicht geringen wirtschaftlichen Schwierigkeiten fertig zu werden sich zutraut. Hatten wir in Holland empfunden, wie der Krieg auch Neutrale gelähmt und auf lange hinaus geschädigt hat, so waren in Rom die überall fühlbare Stimmung und die Eindrücke durchaus entgegengesetzt, von den pünktlich einlaufenden Zügen bis zu den Hunderschaften schwarzblusiger kleiner Mädchen, die hingebungsvoll in den Anlagen exerzierten. Der Militarismus schwebt als unsichtbare Wolke über dem ganzen Land, z. T. in uns vertrauten, z. T. uns grotesk anmutenden Formen, jedenfalls uns den Abstand zu unseren eigenen Zuständen deutlich zu Gemüte führend.

Rein erfreulich dagegen war die Beziehung zur deutschen Kolonie. Hatte internationale Großzügigkeit die Entsendung einer deutschen Abordnung überhaupt erst ermöglicht, so nahmen die Landsleute uns mit unüberbietbarer Gastfreundschaft auf, angefangen vom Botschafter, dessen Gattin uns einen Teeempfang bereitete, und dem Evangelischen Frauenverein, der einen stark besuchten unvergeßlichen Familienabend veranstaltete.

Nur mit Schmerz und Grimm können wir die Zerstörung und Enteignung unseres früheren Besitzes auf dem Kapitol betrachten (Botschaft, Archäologisches Institut, Diakonissenhaus), die als überflüssige und grausame Begleiterscheinung des Krieges erscheint. Die neue protestantische Kirche dagegen mit Gemeindehaus und Pfarrwohnung, die erhaltene Schule, die großen Anstrengungen zur Wiedereinführung von Kaiserswerther Gemeindeschwestern zeigen aber auch wieder Ansätze neuen Lebens. Wir deutschen Frauen alle empfanden uns mit Freudigkeit verpflichtet für die Aufgaben des Wiederaufbaus und begrüßten auch in diesem Sinne die Entsendung von Dr. Gertrud Bäumer

als Vertreterin der Reichsregierung, entschieden eine neue Note in unseren Auslandsbeziehungen*).

Teilnehmer an Veranstaltungen im Ausland pflegen mit sehnsüchtigen Wünschen beglückwünscht zu werden. Es ist sehr die Frage, ob die seelische Strapaze solcher Arbeit nicht der Anregung neuer Eindrücke reichlich die Wage hält. Gewiß ist aber auch, daß es unbedingt nötig ist, die Isolierung, in der wir uns seit 1914 ziemlich unvermindert befinden, zu durchbrechen, von den Anderen zu lernen, ihre Ansichten zu hören und zu verarbeiten, ihnen unsere Überzeugungen entgegenzuhalten, uns in nimmermüder Aufmerksamkeit auf Zweckmäßigkeit unserer Arbeit und Lauterkeit unserer Absicht zu prüfen und — vor Allem — deutsches Wesen mutig und unverfälscht zu bekennen.

Berlin Dorothee von Velsen

Verschiedenes

Bücher und Schriften. Es geht den Büchern jetzt schlecht. Und den Bücherliebhabern auch. Wir wollen uns das zu Herzen nehmen. Seit dem Kriege haben wir das Rezensiergeschäft vernachlässigt. Der kostbarer gewordne Raum schien uns vorzüglich den selbständigen Artikeln zu gebühren. Aber nun die Leute kaum mehr Bücher kaufen können, sollen sie wenigstens noch davon hören, daß es Bücher gibt, und was für welche. Unser Geschäft bleibt ja dadurch erleichtert, daß nicht mehr so viele Besprechstücke auf den Tisch der Redaktion fliegen. Teils weil nicht mehr so viele existieren, teils der hohen Versandkosten wegen. Letztere hemmen freilich auch wieder die Redaktion bei der Austeilung und Beauftragung. Genug, wir wollen wieder mehr Sorgfalt auf diese Arbeit verwenden. Bitten, daß unsre Mitarbeiter uns dabei unterstützen. Es sind viele Bücher und Schriften ausgegeben, von denen wir Anzeigen schmerzlich vermissen. Minderwertiges soll ja nur ausnahmsweise besprochen werden. Und nur ausnahmsweise besonders Treffliches lang und gründlich; in der Regel muß ein kurzes Votum genügen, unterstrichen durch den vollen Namen des Beurteilers. Zu bevorzugen ist fürs erste und eilig alles, was für den Weihnachtstisch sich eignet; vielleicht findet in der Menge doch der Eine oder Andre eine Gabe, für die er die nötigen Millionen erschwingen kann.

Heut nur kurzen Hinweis auf einige neue Auflagen. **Das Heilige** von Otto ist in elfter Auflage erschienen (1917 die erste!). Es hat von seinen Anhängen einiges abgestoßen; dafür steht dem Hauptwerke (229 S.) nun ein gleich starker (258 S.) Zwilling zur Seite: **Aufsätze, das Numinose betreffend.** Übrigens ist das Werk in den Verlag dieser Zeitschrift, Friedrich Andreas Perthes, übergegangen. — Ein Ereignis war uns auch der Beginn einer neuen Auflage von dem **Handbuch der Kirchengeschichte**, das seit 1909 Krüger in Gießen, zusammen mit Preuschen, Gerhard Ficker, Hermelink und Stephan geschaffen hat. Zunächst liegt die erste der vier Abteilungen vor: **Das Altertum** (292 S. Tübingen, J. C. B. Mohr). Krüger hat sie allein bearbeitet, nachdem Preuschen nur zu früh von uns gegangen ist. Es ist erstaunlich und erquickend, wieviel seit 1911 (da erschien dieser Band) auf dem Gebiete der ersten christlichen Jahrhunderte (bis 700) trotz Krieg und Not gearbeitet worden ist. Krüger hat das alles vortrefflich registriert (aber warum „Ztschr. Th. u. K." statt ZThK usw., wo doch sonst auf Abkürzungen Bedacht genommen ist?) und verarbeitet. Ich finde die Form des Gebotenen genau dem Zweck entsprechend: wohllesbare Paragraphen sind von ebenso lesbaren, anziehenden und ergiebigen Glossen begleitet. Auch der „Laie" wird von Stoff und Darstellung gefesselt, wenn anders er nur irgend Teilnahme für den Gegenstand hat. Ich will nicht unterlassen, daneben auch auf das **Kompendium der Kirchengeschichte** hinzuweisen, das wir Heussi verdanken und das in fünfter umgearbeiteter Auflage vorliegt (481 S. Ebenda 1922). Es ist bei den Studenten beliebter als bei den Professoren vom Fach, die ihren Schülern gern mehr zumuten, als in dem Kompendium steht. Indessen wir wollen doch lieber froh sein, daß die minder dankbare Aufgabe in so sichern Händen ruhte. Auch da darf man sagen: der Laie, der eine knappe Geschichte der christlichen Kirche begehrt, findet hier, was er braucht. Die Darstellung reicht bis September 1922. Wer dann nach Mehr verlangt, geht von Heussi zu Krüger, von Krüger zu Müller und zu den Monographien. R

Friedrich von Bodelschwingh. Leben und Lebenswerk, dargestellt von seinem Sohne Gustav von Bodelschwingh. Berlin, Furche-Verlag 1923. Zweite Auflage. 486 S.

Das Lebensbild Bodelschwinghs zu schreiben war nicht leicht. Aus andern Gründen, als sonst die gleiche Aufgabe nicht leicht sein mag. Man kennt den Helden zu gut. Man weiß zu viel von ihm. Man weiß seine Werke, sie sind einem irgendwie einmal durch die Seele, durch Herz und Gewissen gegangen. Was soll einem der Biograph erzählen? Ja wenn er sagen könnte: Ihr kennt ihn doch nicht, er war ganz anders. Wenn er uns Geheimnisse seiner Entwicklung zu offenbaren hätte: Krisen, Katastrophen. Aber da hat sich alles mit einer so klaren Sicherheit und Notwendigkeit aneinander gefügt, ein Schritt an den andern, eine Idee an die andere, eine Tat an die andere. Und so war alles Gabe, Charisma, Beruf, Bestimmung. Auch der Biograph, so vieles er im Einzelnen Neues, ich will lieber sagen minder bekanntes Detail herbeibringt: es bleibt die Gestalt aus Einem Guß, die man schon immer bewunderte, verehrte, liebte: Vater Bodelschwingh.

Doch gut, daß das Buch nun da ist, um der kommenden Geschlechter willen, die ihn eben lebend nicht mehr erlebten. Und wenn die Aufgabe vielleicht gerade für den Sohn nicht leicht war, vielleicht hat doch gerade der Sohn das Bild sicherer und völliger gezeichnet, als es irgendein Andrer gekonnt hätte? Fast geflissentlich geht er der Versuchung aus dem Wege, ein Heiligenbild zu malen. Freilich geht er auch nicht mutwillig den Schranken dieser Persönlichkeit nach. Wie so oft: Licht- und Schattenseiten beieinander. Diese natürliche, entschlossene Einseitigkeit! Diese Selbstverständlichkeit, mit der er das Eine sah, verfolgte, tat, das Andre ablehnte. Das Kapitel, das von seinem theologischen Werk handelt, wirkt fast wie ein Fremdkörper in dem Buche, in dem Bilde. Nicht rede ich so von der Schöpfung der theologischen Schule: es freut mich heute herzlich, daß ich in 1904, Nr. 33 ihr Daseinsrecht rund anerkannt habe. Aber die Motivierung! Ihr bin ich eben damals so scharf entgegengetreten, wie man mußte. Bodelschwingh hat nie „Theologie studiert". Er hat es nicht nötig gehabt; man muß nicht Theologie studieren, um ein Großer im Himmelreich zu sein. Aber die ganze Problematik der Theologie lag ihm fern; was an ihr als Wissenschaft das Wesentliche ist, interessierte ihn nicht, und so wurde er ihren Leistungen so wenig gerecht wie ihren Mißleistungen. Er durfte sich ja jede Einseitigkeit erlauben. Als ich einst mit ihm von Bielefeld bis Hannover fuhr, zu einer Konferenz in der Wanderersache (1886 wohl), reich beglückt, daß ich neben ihm sitzen durfte und ihm zuhören, und ihn gelegentlich, zum Fenster hinausschauend, fragte: ob das da draußen nun so Höfe seien wie der Immermannsche Oberhof im „Münchhausen", antwortete er, daß er dies Buch nie gelesen habe. Der Westfale den „Oberhof" nicht! Mir damals unbegreiflich. Aber so bezeichnend das sein mag, so wundervoll nun daneben diese fruchtbare Konzentration auf das, was er kannte und wußte, was außer ihm vielleicht Niemand sah! — Manche kritische Episode hätte man gern in der Biographie ausführlicher: den Kampf mit den Irrenärzten z. B.: weshalb nicht? Heut war hüben und drüben nicht zu schonen, nur vom Biographen zu deuten; auch in der Bremer Affäre, wo es sich doch um keinen unebenbürtigen Gegner handelte! Daß ich da in der Christlichen Welt 1889, Nr. 82 Bodelschwingh gegen Längin in Schutz genommen habe, freut mich doch auch.

Und gewiß, es bleibt etwas Großes, ihn gekannt zu haben, ihm „Zeitgenosse" gewesen zu sein. Ich war 1888 mit Friedrich Naumann zusammen auf dem Kasseler Kongreß für Innere Mission. Naumann hat in Nr. 40 d. Bl. damals den „wunderbaren, herzlichen Einfluß" geschildert, „den seine ganze Person, Denk- und Sprechweise auf die Versammlung ausübte". „Soll ich sagen, er sei herzlich? er sei schlicht? er sei klar wie helles Brunnenwasser? er sei väterlich und brüderlich? naturwüchsig optimistisch? Jedes dieser Worte würde irgendwieweit passen; aber keins reicht aus, jenen Hauch praktischer Liebe, die aber dabei Liebe, tiefe, gottgeborne Liebe bleibt, völlig zu kennzeichnen, mit welchem von ihm her die nach Tausenden zählende Versammlung angeweht wurde." Wort oder Tat — man kann nur mit großer Dankbarkeit an ihn denken. Rade

Neues Leben aus Klopstock von Felix Zimmermann. Dresden, Sibyllen-Verlag 1923. 58 S.

Nachdem Klopstock in Friedrich Erhard, der mit erstaunlichem Erfolg aus dem „Messias" rezitiert, seinen Rhapsoden gefunden hat, findet er einen panegyrischen Apostel in Felix Zimmermann. Die Schrift dient weniger literarhistorischer Würdigung als dem Verständnis, wie das religiöse Pathos Klopstocks in unserer nach Religiosität verlangenden und expressionistisch gestimmten Zeit einen Resonanzboden hat. G Heine

Vom Bühnenvolksbund. Je länger sich der Bühnenvolksbund entfaltet, um so mehr zeigt sich, daß er Vertrauen und Unterstützung verdient. Zeuge davon ist auch das neue von ihm herausgegebene Heft „Der Spielplan des Kulturtheaters" (Verlag des Bühnenvolksbundes. Frankfurt a. M. 1923, 112 S.). Wenn darin geäußert wird, daß in der Aufstellung eines Spielplanes die entscheidende Bewährung jeder Theaterkulturbewegung liege, so wird man ihm diese Bewährung zuerkennen. Der vorliegende Sammelband sieht seine hauptsächliche Aufgabe darin, die dramatische Literatur auf ihre Bedeutung für die heutige Bühne zu prüfen, und er tut dies in Bezug auf die Antike, das deutsche Drama (zunächst bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts), das französische, englische, russische, italienische und amerikanische, er beurteilt die Oper, das christliche Drama der Gegenwart, den

*) Zu Gertrud Bäumers 50. Geburtstag erschien soeben ein Glückwunschbuch ihrer Mitarbeiterinnen und Schülerinnen mit 15 feinen Beiträgen, dazu einer Anzahl Gedichten (von Emmy Wolff) unter dem Titel: Dritte Generation für Gertrud Bäumer. September 1923. Berlin, F. A. Herbig. 119 S. D H

Spielplan der Wanderbühne und die für Aufführungen der Jugend geeigneten Stücke. Es ist erfreulich, daß er, sein Ziel einer christlichen Kultur festhaltend, doch jede Trübung des künstlerischen Urteils durch den Gesinnungsstandpunkt ablehnt, daß er die eingeschränkte Bedeutung des mittelalterlichen Dramas rückhaltlos erkennt und bei Beurteilung des ausländischen Dramas nach dem fragt, was eine Bereicherung unseres Spielplans bedeutet. Ein Bericht über die Tätigkeit des Bundes im Jahre 1922 zeigt erfolgreiches Wirken für das gemeinnützige Wandertheater, für die Pflege von Heimatspielen, für Vertiefung des Verständnisses der Bühnenspiele usw.

Je höher die Not des Theaters steigt — die materielle und die kulturelle, um so wichtiger ist es, gerade vom Standpunkte der christlichen Gemeinschaft aus, seine positiven kulturellen Kräfte zu würdigen und zu pflegen. Gerhard Heine

Kleine Mitteilungen. Heute, Montag, den 1., begann in Weimar die diesjährige Tagung des Bundes für Gegenwartchristentum mit der z. T. leidenschaftlich erwarteten Aussprache unter den Freunden der Christlichen Welt über den Pazifismus. Die Vorträge Kübels und Schümers werden alsbald in unsern Spalten erscheinen. Vielleicht kann man doch auch aus der sehr wertvollen Diskussion einiges mitteilen. Jedenfalls ist der Besuch angesichts der Zeitverhältnisse ein ausgezeichneter, von allen Seiten aus den fernsten Ländern des Reichs sind treue Freunde und Freundinnen unsers Blattes zur Stelle, und an Gästen fehlt es auch nicht. R

Wöchentliche Chronik

Die sächsische Regierung hat den Gründer und Leiter der staatlichen Schwesternschaft, Kirchenrat Johannes Naumann in Arnsdorf, 62 Jahre alt, plötzlich (auf den 1. Oktober) zwangspensioniert. Die Erregung darüber ist groß. LNN 263

Der lutherische Weltkonvent in Eisenach hat seinen ständigen Ausschuß als Organisation des Luthertums der Welt gebildet, dessen Geschäfte von einem sechsgliedrigen Komitee (Ihmels, Pechmann, Morehead, Lars Boe-Northfield, Jörgensen-Kopenhagen und Bischof Rundgreen-Wisky) geführt werden.

Das Deutsche Reich gewährt den Landeskirchen bis zum 1. Oktober verzinsliche, von da an zinslose Vorschüsse bis zur Einstellung der im Finanzausgleichsgesetz vorgesehenen laufenden Zuschüsse in den Reichshaushalt. Diese Hilfe ist so erheblich, daß die Not der Kirchen damit behoben wäre.

Den Pfarrern, Organisten und Pfarrwitwen in Schaumburg-Lippe ist vom Landeskirchenrate die Nachricht zugegangen, daß die Landeskirchenkasse erschöpft sei und deshalb kein Gehalt und keine Pension gezahlt werden könnte. Tatsächlich ist seit 1. Juli kein Pfennig gezahlt. AELKZ 35 (vom 1. 9.)

Freikirchen und freikirchliche Organisationen Preußens bemühen sich seit Jahren vergeblich beim Kultusministerium, das Recht der Körperschaften öffentlichen Rechts gemäß Art. 137 der RV zu erhalten. Es bedarf eines besonderen Gesetzes, das in Vorbereitung ist. AELKZ 35

Eine Eingabe von Gemeinden der lutherischen Diözese Marburg an den preußischen Landtag ersucht diesen, der neuen Verfassung der kurhessischen Landeskirche die Genehmigung zu versagen, weil sie die oberhessische lutherische Diözese beseitige. ProtBl 28/33

In Ostpreußen ist das letzte evangelische Gemeindeblatt eingegangen, in Sachsen das Stammgemeindeblatt, das 31 angeschlossene Ausgaben besaß, Berlin hat zwei führende Blätter verloren, in Mecklenburg erscheint von Gemeindeblättern eigentlich nichts mehr, auch die bisher unerschütterte westfälische Sonntagspresse wankt. epd

Die Hamburgische Kirche hat eine Anleihe hauptsächlich durch das Entgegenkommen der jüdischen Firma Warburg und die staatliche Bürgschaft für diese trotz sozialistischer Mehrheit durch die Befürwortung des Senators Cohn erhalten. Zum Gebrauch in den Hamburgischen Schulen ist ein von Hauptpastor Stage bearbeitetes Religionsbuch, das eine Schulbibel, den Lutherschen kleinen Katechismus, eine Anzahl Kernlieder des Gesangbuchs und eine Zeittafel zur Kirchengeschichte enthält, auf Staatskosten erschienen. AELKZ 34

Vom Dresdener Schöffengericht wurden der Sekretär der Gemeinschaft proletarischer Freidenker Wolf und Kaufmann Freyer wegen Gotteslästerung durch Vertrieb der Schrift „Die Gottespest" von Most und durch Artikel im „Pionier" gemäß § 166 des StrGB, Wolf zu 6 Monaten Gefängnis, Freyer zu 1 Million Mark Geldstrafe verurteilt. epd

Die polnische Evangelische Augsburgische Kirche in der Tschechoslowakei (die dritte neben der Tschechischen Brüderkirche und der Deutschen Evangelischen Kirche) ist von der Regierung anerkannt. EvGBl. 8. Ein allgemeiner tschechoslowakischer Protestantentag fand 27.—29. September in Prag statt.

Das Bromberger evangelische Lehrerseminar ist geschlossen worden. EvKBlPosen 11

In Wilna wird eine neue theologische Zeitschrift Kwartalnik Teologiczny Wilenski, Herausgeber Prof. u. Pfarrer Dr. Boleslaw Wilanowski, Wilna, Universität, herausgegeben. EvKBl 11

In Helsingfors ist ein apostolischer Vikar eingesetzt worden: Finnland zählt etwa 1000 Katholiken, so gut wie ausschließlich Fremde. Wartb 8

Der außerordentliche Generalkonvent der evangelisch-christlichen Kirche in Ungarn hat auf Antrag von Bischof v. Raffey folgenden Beschluß gefaßt: „Der Generalkonvent gibt dem unter französischer Besetzung leidenden deutschen Volk und den evangelischen Brüdern gegenüber seiner aufrichtigen Teilnahme und seinem Mitgefühl Ausdruck und protestiert dagegen, daß nach dem Friedensschluß noch immer der völkerverheerende Haß herrsche."

Die reformierten Gemeinden Jugoslaviens (früher Ungarns) sind in einem Senioriat mit 47 Gemeinden, davon 7 ohne Pfarrer, vereinigt. RefKZ 34

Die PPJ, katholische Volkspartei Italiens, die bisher die Politik Mussolinis unterstützte, hat sich wegen der von diesem erzwungenen Wahlreform von ihm losgesagt; infolgedessen haben die Faschisten katholische Vereinshäuser, Druckereien usf. angegriffen. Wartb 8

Der im Juli in London zusammengetretene anglokatholische Kongreß, eine Manifestation der katholischen Richtung innerhalb der Landeskirche, hat u. a. ausgesprochen: „Wir behaupten, daß die Kirche von England niemals protestantisch gewesen ist. Wir sehen die Reformation als ein Unglück an. Wir glauben, daß unser Herr wirklich und wahrhaftig auf dem Altar gegenwärtig ist bei dem Gottesdienst, den er selbst eingesetzt hat. Wir beten für die Verstorbenen. Wir rufen Unsere liebe Frau und die Heiligen an. Wir beten für die Wiedervereinigung der Christenheit. Wir hegen Hochachtung für die römische Kirche, aber wir selber bleiben bei unserem englischen Ritus und unserer englischen Sitte." Von den 14 Kongreßliedern waren drei Marienlieder. An den Heiligen Vater wurde ein Telegramm mit „ehrfurchtsvollem Gruß von 16 000 in London versammelten Anglokatholiken" gesandt „mit dem demütigen Gebet, daß der Tag des Friedens bald anbrechen möge". SchwzKfr 17

Das Abstimmungs-Ergebnis über den Gesetzentwurf betr. Enteignung von Kirchen in Lettland (vgl. Kl. Mitteilungen Nr. 35/36) ergab 200 040 Stimmen dafür, 5500 dagegen. Damit wäre zu Gunsten der Evangelischen Rigas entschieden, wenn nicht mindestens die Hälfte aller Stimmberechtigten erforderlich gewesen wäre; es hätten wenigstens 480 000 Stimmen abgegeben werden müssen. Infolgedessen ist das Schicksal des Gesetzentwurfes noch nicht entschieden. Zur Klärung der Rechtsfrage haben sich die lutherischen Gemeinden Rigas an den Senat, den höchsten Gerichtshof im Lande gewendet. epd

Aus Rußland. Vgl. Nr. 35/36 Sp. 560. Patriarch Tichon hat die Oberleitung der russischen Kirche im Auslande dem Erzbischof Eulogius in Paris übertragen. Der heilige Synod hat diesem, ferner dem Erzbischof Platon in Amerika und andern als Emigranten im Auslande lebenden Bischöfen die Ausübung priesterlicher Funktionen untersagt. FZ 697

Der Missionsrat der Nationalversammlung der Kirche von England hat unter dem Vorsitz des Bischofs von Salisbury den deutschen Missionsgesellschaften „in der gegenwärtigen Beschneidung ihres Werks, der daraus folgenden Unmöglichkeit für viele deutsche Christen ihren Missionseifer zu betätigen, ihren großen geldlichen Schwierigkeiten" sein „tiefes Mitgefühl" ausgedrückt und in Erinnerung an „frühere Kameradschaft" den Gebetswunsch ausgesprochen, daß „der deutschen Mission in zunehmendem Maße Wege geöffnet werden, ihren großen und wertvollen Beitrag zur Missionssache zu geben". Die Entschließung soll allen deutschen Missionsgesellschaften übergeben werden. Rb 197

In Wien fand vom 15. August ab ein Weltkongreß der orthodoxen Juden statt.

Das Hilfswerk der amerikanischen Lutheraner für die notleidenden lutherischen Kirchen in Europa hat 2¼ Millionen Dollar (½ nach Deutschland) erbracht; die Hilfeleistung von Kirche und Nation in Schweden betrug 10 Millionen Dollar. epd

Von Personen. Gewählt: Hauptpastor D. Curt Stage zum Senior der hamburgischen Landeskirche. Berufen: Stadtpfarrer Paul Schlatter in Tübingen für N. T. nach Bethel. Habilitiert: Pfarrer Lic. Theodor Werdermann-Löwenberg für Katechetik, Domprediger D. Bruno Doehring für Homiletik in Berlin. Promoviert: Superintendent Eduard Fritsch in Hanau zum D. von Marburg; Generalsuperintendent Georg Burghart in Berlin, Gräfin Berta von der Schulenburg, Leiterin der Frauenschule für Innere Mission, Pastor Thiele vom Evangelischen Verband für die weibliche Jugend zu DD. von Berlin. Gestorben: Pfarrer D. Arthur Schmidt in Bielitz, Herausgeber der EKZ für Österreich; Graf Paul v. Hoensbroech; Paul Eberhardt; Ferdinand Avenarius. ESt

Verantwortlich: Prof. D. M. Rade, Marburg a. L.

Demnächst erscheint in 11. Auflage

Das Heilige

Von **Rudolf Otto**

2 Bände

Band 1: Das Heilige Gz. geh. 4.—, geb. 5.—

Die Absicht des Buches gibt Heinrich Rickert an in seinem Werke: Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, 4. Auflage, S. 557:

„Wie notwendig es ist, bei der Behandlung der religionsphilosophischen Fragen über alles bloß Ethische hinauszugehen und zu einem Werte sui generis zu kommen, hat R. Otto in eindringlicher Weise gezeigt. Die Schrift gibt sich als ‚psychologisch'. In Wahrheit ist sie eine der ausgezeichnetsten Beiträge zur Religionsphilosophie als Wertwissenschaft, die wir aus neuerer Zeit besitzen. Nicht der psychische Akt, sondern sein Gegenstand, das Heilige, wird im ‚Numinosen' aufgezeigt."

„Am klarsten und schärfsten ist das mystische Urphänomen der Religion in R. Ottos Schrift ‚Das Heilige' herausgestellt, das als das bedeutendste religionswissenschaftliche Werk der gegenwärtigen deutschen Theologie bezeichnet werden muß."

Dürerbund

Band 2: Aufsätze, Das Numinose betreffend nur geh. Gz. 4.—

Diese Aufsätze waren zur Hälfte in vorhergehenden Auflagen der Schrift über das „Heilige" als Beilagen enthalten. Sie erscheinen jetzt vermehrt als eigenes Buch, um die Hauptschrift zu entlasten und um den Käufern von Auflagen, die diese Aufsätze noch nicht oder nur zum Teil enthielten, die Anschaffung zu ermöglichen, ohne daß sie zum nochmaligen Erwerbe des ganzen Werkes genötigt sind.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha

Friedrich Zündel

Jesus geb. 6.— **Apostelzeit** geh. 5.— geb. 6.—

Zündels Jesusbuch hat eine so offene, freudige Aufnahme gefunden, daß nun auch „Apostelzeit" von Pfarrer Georg Merz neu herausgegeben, soeben erschienen ist. Die beiden Werke sind von Christoph Blumhardt selbst autorisiert, der einmal ausgesprochen hat, daß auf seinen Wunsch hin die miteinander gepflogenen Gespräche über das Leben Jesu, wie auch das, was beide miteinander über das apostolische Zeitalter und die Apostel selbst dachten, von Zündel veröffentlicht worden sei.

Probleme der wirklichen Bildung

Prof. **Eberhard Grisebach**

1.50

Diese Schrift wendet sich in allgemeinverständlicher Form an den Politiker, Juristen, an die studierende Jugend, an die Pädagogen, Lehrer und Theologen, auf denen die Verantwortung für die zukünftige Bildung ruht. Es handelt sich hier nicht um rein theoretische Untersuchungen, auch nicht um praktische Weltverbesserungsvorschläge, sondern um Erkenntnis der realen Sachlage, die den Problemen zu Grunde liegt.

Verlangen Sie Verlagsprospekte!

Chr. Kaiser Verlag München

Dr. 4ling Seife

Hersteller: J. Kron, München

Unerreicht in Duft und Güte!

Bewirkt blühendes gesundes Aussehen, hinterläßt Erfrischung und entzückenden Duft!

Schwerhörige

werden oft im Beruf behindert. Mein Hörinstrument **„Auridal"** ges. gesch., unsichtbar im Ohr, schafft Erleichterung. **Wirkung überraschend,** besond. bei Schwerhörigkeit (nicht angeborene Taubheit) Ohrensausen, nervösem Ohrenleiden. Aerztl. empfohlen. Preis 1 Stück 6 Millionen Mark, 2 Stück 10 Millionen Mark.

Hauptvertrieb

J. Dichtl, München A 215

Hoffmannstraße 20.

Rheinische Leserin dieses Blattes, 39 J., wünscht in ihrer Einsamkeit wertvollen, anregenden

Freundesverkehr.

Zuschriften durch den Verlag der „Christl. Welt" unter **E. E. 14.**

Ausland-Lieferungen

besorgt prompt

Th. Rother, Buchh. f. Theol., Leipzig

Nicht zu junge, bewährte Kraft, in allen Zweigen des Haushalts wohlerfahren, zur Unterstützung der schonungsbedürftigen Hausfrau möglichst bald gesucht.

Universitätsprofessor Dr. L. Schlesinger
Gießen, Walltorstraße 48.

Schwestern-ausbild. mit Gehalt, Staatsexam., Anstellung in Krankenhaus u. Gemeinde bietet der **Hess. Diakonieverein**

Rückp. Darmstadt, Wittmannstr. 22
Konsistorialrat Noack.

Anzeigen

in der „Christlichen Welt"

finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Oktober: Grundzahl 0.60, Schlüsselzahl 21 Mill., Doppelnummer außer Abonnement M. 6500000.—; im Auslande für das Vierteljahr Oktober—Dezember und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52000.—; Rumänien Lei 100.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; Ungarn Kr. 14000.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr für kleine Anzeigen: die viergespaltene Millimeterzeile Grundzahl 0,10 mal der jeweiligen Schlüsselzahl des B.-B.; größere Anzeigen nach Übereinkunft. — Postscheckkonto Erfurt 2437. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha. — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 25. Oktober